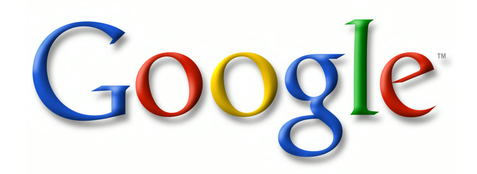
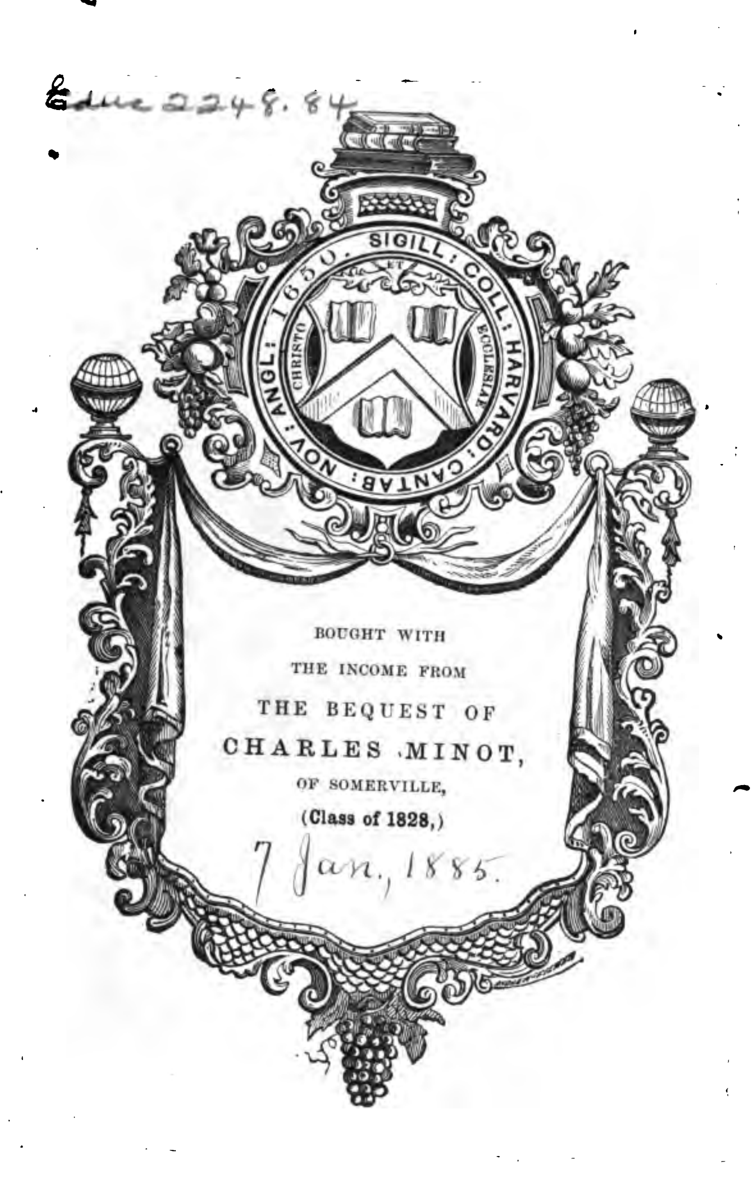



SIGILL: COLL: HARVARD: CANTAB: NOV: ANGL: 1650.
CHRISTO ET ECCLESIAE



Humanistische Bildung

und der

classische Unterricht.

Die beiden Elektren.

Zwei Streifzüge
in die Gebiete der Pädagogik und der philologischen Kritik.

Von

I. SINGER.



WIEN
IN COMMISSION BEI CARL KONEGEN.
1884.

Druck von Friedrich Jasper in Wien.

MAX MÜLLER

in Oxford

JULES OPPERT

in Paris

als Zeichen aufrichtiger Verehrung

gewidmet vom

VERFASSER.

Vorwort.

Wenn der Leser des an einer anderen Stelle dieser Schrift aufgeführten Verzeichnisses der früheren Werke des Verfassers gewahr wird, dürfte sich ihm unwillkürlich die Frage auf die Lippen drängen: Wie kommt Saul unter die Propheten? Oder mit anderen Worten: Der Philologe vom Fach wird von vorneherein ein gewisses Misstrauen der pädagogisch-philologischen Schrift eines Schriftstellers entgegenbringen, dessen Arbeiten sich bisher fast ausschliesslich auf dem Gebiete der religiösen, socialen und politischen Streitfragen bewegt haben. Ich finde unter diesen Umständen ein eventuelles Misstrauen für begreiflich und halte mich daher für verpflichtet, an diesem Orte meinen Standpunkt mit einigen Worten zu kennzeichnen.

Ich bin von Hause aus classischer Philologe, habe mich jedoch während meiner in Wien und Berlin zugebrachten Universitätsjahre vielfach mit den orientalischen Sprachen und Literaturen beschäftigt.

Wenn ich nun, angeregt durch die gewaltige social-religiös-politische Bewegung, die sich in unseren Tagen der Geister in Mitteleuropa in so ausgedehntem Masse bemächtigt und die sich unter das Schlagwort des »Antisemitismus« gehüllt hat, nicht gezögert habe, den Staub der griechischen und römischen Autoren des Alterthums

für einige Zeit von meinen Füssen zu schütteln, um mich in das Kampfesgetümmel der Gegenwart zu begeben, so erachtete ich dies für meine Pflicht als classischer Philologe oder — was dasselbe bedeutet — als Humanist. Ich sprach es ja in der ersten der hier vereinigten Abhandlungen*) klar und deutlich aus, dass nach meiner Ansicht nur »diejenige Bildung, die den Menschen zur wahren Menschlichkeit heranzieht und ihm zum Bewusstsein bringt, dass Alles, was der menschliche Geist hervorgebracht hat, des Studiums des Menschen auch würdig sei; die in Demjenigen, der sich ihrer befleisst, edle Begeisterung für alles Schöne und Erhabene wachruft; die ihn, mit einem Worte, zum eifrigen Anhänger und Verfechter der Principien des Idealismus macht« — humanistische Bildung genannt werden dürfe.

Die grossen Philologen des 15. und 16. Jahrhunderts, die sogenannten Humanisten, waren es in erster Linie, die den Protestantismus und damit eine der grössten geistig-socialen Revolutionen der Weltgeschichte geschaffen und rüstig gefördert haben. Durchdrungen von der richtigen Auffassung ihres grossen Berufes in der Gesellschaft, zögerten sie nicht einen Augenblick, die mächtige Waffe des beredten Wortes zu schwingen, wenn es galt, den Obscurantismus und den Zelotismus, in welcher Form immer diese beiden Nachtgeburten des menschlichen Geistes auftreten mochten, zu bekämpfen: Damals hiess der zu bekämpfende Feind Papismus, heute nennt er sich Reaction und Antisemitismus.

Mommsen, der uns mit seiner enormen, das ganze Gebiet der römischen Cultur umfassenden Gelehrsamkeit, seiner das Mass der heutigen Gelehrten weit überragenden Arbeitskraft, seinem tiefen Verständnisse endlich der Gegenwart, lebhaft an die grossen Humanisten der ver-

---

*) Humanistische Bildung und der classische Unterricht, p. 4.

gangenen Jahrhunderte, an einen Ulrich v. Hutten und einen Joseph Scaliger gemahnt — gibt uns ein rühmliches Beispiel dafür, wie man gleichzeitig in den Hörsälen der Universität römische Geschichte und römisches Staatsrecht dociren und im Parlament an der Schaffung deutscher Geschichte und deutschen Staatsrechtes rüstig mitarbeiten, wie man zugleich das Riesenwerk des Corpus Inscriptionum latinarum herausgeben und dabei literarisch in die »Judenfrage« eingreifen könne.*)

Ich betrat somit nur die Bahnen meines grossen Lehrers, zu dessen Füssen gesessen zu sein, ich für das grösste Glück meines Lebens betrachte.

Das seichte Geschwätze derjenigen Halbgebildeten, welche sich zu Führern des Volkes aufwerfen, muss durch die logischen und wissenschaftlichen Auseinandersetzungen von Jüngern und Männern der Wissenschaft auf seine Seichtigkeit zurückgeführt werden. Nicht ich bin dazu da, um darüber zu entscheiden, ob mir dies, soweit es mir zukam, gelungen ist. Aber der äussere Erfolg meiner diesbezüglichen Arbeiten und die Zustimmung der Besten unserer Zeit**) zu der Art und Weise, wie ich den Kampf gegen den Ahriman der modernsten

---

*) Bekanntlich veröffentlichte Mommsen in Erwiderung auf Treitschke's: »Ein Wort über unser Judenthum« die in kürzester Zeit in fünf Auflagen erschienene Broschüre: »Auch ein Wort über unser Judenthum«. Berlin 1881.

**) Ich erwähne nur die beiden freisinnigen österreichischen Prinzen, die Erzherzoge Johann und Rainer; die Dichter, Schriftsteller u. Gelehrten: Victor Hugo, Robert Hamerling, Adolf Wilbrandt. L. A. Frankl, Julius Sturm, Gerhard von Amyntor, Ludwig Foglar, Karl Rosegger; Barthélémy St. Hilaire, Ernst Renan, Graf Alexander Foucher de Careil, J. Halévy, Jules Oppert, James Darmesteter, Max Müller, Alfred von Arneth, Th. Gomperz, Ludwig Noiré, Johannes Scherr, François Laurent, A. Kuenen, Franz Delitzsch, Aug. Wünsche, Christian Radenhausen; Feldmarschall-Lieutenant Baron Sacken etc.

Zeitperiode aufnahm, sprechen deutlich dafür, dass ich nicht eitlen Dingen nachging, als ich für wenige Monate aus dem Fenster der gelehrten Studierstube mit freiem Auge in die grosse Welt hinausblickte. Es liegt mir ferne, etwa aus persönlicher Eitelkeit die glänzende Reihe der eben genannten Namen aufgeführt zu haben, deren Träger den verschiedensten Wissens- und Lebenskreisen angehören. Der Zweck dieses Hinweises ist vielmehr einzig der, Jünger und Männer der Wissenschaft, die die gebührende Kraft in sich fühlen, in die Kampfesarena der Gegenwart für einige Zeit hinauszulocken, um da das Gewicht der wissenschaftlichen Argumente und das ihrer berühmten Namen in die Wagschale der Volksaufklärung und des Fortschrittes der Menschheit zu legen.

Welcher Vernünftige wollte die Beschäftigung mit wissenschaftlichen Details für unbedeutend — in der Wissenschaft gibt es eben nichts Unbedeutendes — ansehen! Aber trotzdem wage ich es zu behaupten, dass es eines Gelehrten unwürdig sei, seine Lebensaufgabe lediglich etwa in der Erforschung der Metrik des Terenz oder des Plautus zu erblicken. So fassten vielleicht die byzantinischen Gelehrten des Mittelalters den Beruf des Gelehrten auf; wir aber wollen und müssen, wie im Leben, so auch in der Wissenschaft den Byzantinismus aus allen Kräften zu unterdrücken bestrebt sein.

Es jagt uns die Schamröthe ins Gesicht, wenn wir uns gestehen müssen, dass die heutige Reaction nicht nur von Pfaffen, Clericalen und unwürdigen politischen Faiseurs, sondern auch von Männern unterhalten werde, welche an deutschen Universitäten die angesehensten und einflussreichsten Lehrkanzeln innehaben; dass, was noch viel trauriger ist, ein nicht geringer Theil der akademischen Jugend Berlins und anderer deutscher Hochschulen mit dem Berliner Hofderwische — wie Johannes Scherr Herrn Stöcker drastisch nennt — zu liebäugeln nicht unter

seiner Würde hält. Unter solchen Umständen ist es Pflicht der Jünger und Männer der Wissenschaft, von Zeit zu Zeit hervorzutreten, um vor aller Welt den Ehrenschild der Wissenschaft von den Flecken zu reinigen, mit denen er durch jene Elemente behaftet wird. Fürchten sie nicht, durch einen solchen muthigen Waffengang ihre Lust und Freude zu strenger wissenschaftlicher Arbeit einzubüssen! Im Gegentheile: Ihre Liebe zur Wissenschaft würde dadurch nur gesteigert werden, denn sie würden erst jetzt aus eigener Erfahrung den grossen und erhabenen Beruf der Wissenschaft, Licht und Wahrheit in der Menschheit zu verbreiten, erfassen.

Wozu trägt denn die Schutzgöttin der Wissenschaft, Pallas Athene, einen Kriegshelm auf dem Haupte und im Arme Schild und Speer? — Die Wissenschaft muss sich eben zuweilen vom hohen Olymp auf die Erde niederlassen und mit ihren mächtigen Waffen die Feinde des Fortschrittes aus dem Felde räumen, damit für die Ausbreitung ihrer Lehren wieder Raum geschaffen werde.

Ich habe nun lange genug gekämpft; auch ich will mich wieder in die heiteren Höhen des Olymps begeben und der ernsten Forschung leben, den Kampf meinen rüstigen Mitkämpfern vertrauensvoll überlassend.

Sei nun die geringe Gabe, die ich heute den Gelehrten vorlege, der Obolos, der mir den Eintritt in die heiligen Räume der Wissenschaft wieder erschliessen möge!

Wien, am 1. Mai 1884.

Der Verfasser.

Humanistische Bildung
und der classische Unterricht.

ie betrübend es auch für den Freund des classischen Alterthums ist, dass noch in unseren Tagen die Frage nach dem Werthe des Studiums desselben für die Erziehung der Jugend immer wieder von Neuem ernstlich aufgeworfen wird, so darf er sich dennoch die Mühe nicht verdriessen lassen, ebenso hartnäckig die Angriffe und Verdächtigungen, die von gegnerischer Seite gegen die classische Philologie erhoben werden, insolange zurückzuweisen, bis die Wahrheit nicht blos zur allgemeinen Ueberzeugung der gebildeten Classen geworden, sondern auch in die weitesten Kreise des Volkes gedrungen ist, das so leicht durch die nichtigen Vorspiegelungen und trügerischen Scheinargumente von den Vertretern der realistischen Richtung auf ihre Seite gezogen wird.

Wie über alle »brennenden Fragen« der Gegenwart, so thürmte sich auch über die unserige bereits eine recht umfangreiche Literatur auf, niedergelegt theils in eigenen Schriften, zum Theile in wissenschaftlichen und politischen Journalen. Unsere Absicht geht dahin, auf den folgenden Blättern unsere persönliche Ueberzeugung über den Gegenstand darzulegen und diese mit eigenen Mitteln zu vertheidigen, nicht aber einen geschichtlichen Abriss unserer Frage zu liefern. Wir verzichten darum von vorneherein, in eine Kritik der bisherigen Literatur, sei es der einen oder anderen Partei, uns einzulassen. — Nach diesen Bemerkungen

gehen wir zur Sache selbst über und wollen zunächst das Wesen der humanistischen Bildung in Kürze erörtern.

Was ist humanistische Bildung?*)

Erleichtern wir uns die Antwort, indem wir die Frage vereinfachen.

Was verstehen wir also zunächst unter »Bildung« überhaupt?

Wie merkwürdig es auch sein mag, so müssen wir es doch mit einer gewissen Scham gestehen, dass selbst die Gebildeten unter uns über viele Begriffe, trotzdem sie dieselben täglich im Munde führen, sich keine genügende Rechenschaft zu geben im Stande sind. Und wir können uns nur damit trösten, dass wir in dieser Beziehung unser Schicksal mit dem hervorragendsten Culturvolke des Alterthums, den Athenern, theilen, die sich gewiss in einer ähnlichen Verlegenheit werden befunden haben, wenn sie Sokrates z. B. um das Wesen der ἀρετή oder der εὐσέβεια befragt hat.

Zu jenen Begriffen nun, die in unserem Sprach- und Gedankenschatze sich keines allseitig anerkannten Inhaltes erfreuen, gehört auch der Begriff »Bildung«.

Im gemeinen Sprachgebrauche versteht man darunter den Besitz eines das Durchschnittsmass des populären Wissens überschreitenden Schatzes von Kenntnissen. Diese Begriffsbestimmung ist natürlich eine ungenügende. Denn wir können einem rohen, unsittlichen Menschen, selbst wenn er eine noch so grosse Summe von Kenntnissen angesammelt hat, nicht mit gutem Gewissen das ehrende Prädicat eines »Gebildeten« beilegen. Noch entschiedener ist freilich die schon zu Gellius**) Zeiten im gemeinen

---

*) Vgl. Franz Suess, St. Pöltener Gymnasialprogr. 1883.

**) N. A. XIII. 17. »Qui verba latina fecerunt, quique his probe usi sunt, humanitatem non id esse voluerunt, quod volgus existimat quodque a Graecis φιλανθρωπία dicitur et significat dexteritatem quandam benevolentiamque erga homines omnis promiscuam, sed

Volke übliche, bereits von jenem Grammatiker angefochtene Anschauung zurückzuweisen, als bestände »Bildung« in feinem, geselligem Benehmen und einem tugendhaften Lebenswandel. Wir glauben, dass auch hier, wie so oft, das Richtige in der Mitte liege.

Die Grundlage aller Bildung ist allerdings unzweifelhaft das Wissen. Aber nur dann, wenn dieses höhere Wissen uud die damit verbundene Erkenntniss vom Zusammenhange der Dinge den Menschen ganz ergriffen hat und ihn bei seinen Handlungen nach der Richtung des Guten und Edlen beeinflusst, können wir, wie wir glauben, mit Recht von »Bildung« sprechen.

Gehen wir nun nach dieser kurzen Erörterung zur Beantwortung der oben aufgeworfenen Hauptfrage über: Was versteht man unter humanistischer Bildung?

Auf den ersten Blick erkennt man, dass dieses Attribut einen ganz besonderen Inhalt in sich bergen müsse. Welches ist nun dieser Inhalt? Holen wir behufs Erkenntniss desselben etwas weiter aus.

Wenn wir das Denken und Handeln der Menschen beobachten, so können wir wahrnehmen, dass diese bezüglich der Auffassung des menschlichen Lebens in zwei einander feindlich gegenüber stehende Lager gespalten sind, in deren einem die rauhe Wirklichkeit, in deren anderem das Ideal als Parole gelten. Die Einen fassen das Leben als eine traurige Nothwendigkeit auf, in die sich der Mensch auch wider seinen Willen schicken muss und die ihm gewisse Pflichten auferlegt, welche er, um seine Existenz zu fristen, erfüllen muss. Für die Anhänger dieser Lebensanschauung hat das Leben der Menschheit und das des Einzelnen keinen tieferen Gehalt: Ihre Blicke sind nur auf diese Erde gerichtet; was jenseits derselben liegt,

---

humanitatem appellaverunt id propemodum quod Graeci παιδείαν vocant, nos eruditionem institutionemque in bonas artis dicimus.«

ist nicht Gegenstand ihres Denkens und Strebens. Von diesem Standpunkte betrachten sie alle Erscheinungen des Lebens; ihr ganzes Sinnen und Trachten ist zumeist darauf gerichtet, sich ein friedliches, sorgenloses Dasein zu sichern. — Die Anderen dagegen erkennen nicht nur in ihrem Leben, sondern auch in dem Leben der gesammten Menschheit das Walten eines Geistes, der das scheinbar Zusammenhangslose und Zufällige mit weiser Hand ordnet: Sie betrachten das Leben als ein Geschenk der Gottheit, welche die Menschheit einer immer höheren Vervollkommnung zuführt, sich selbst aber als ein Glied in der unendlichen Kette der Werkzeuge, die bestimmt sind, an jenem grossen Werke mitzuschaffen. Sie sind sich so der Erhabenheit des menschlichen Berufes bewusst, und dieses erhebende Bewusstsein leitet alle ihre Handlungen. Die reale Welt ist für sie blos als Substrat für ihre idealen Bestrebungen da; nur von diesem Gesichtspunkte aus tragen sie den Anforderungen jener Rechnung.

Dies sind mit wenigen Strichen die markantesten Züge der beiden Hauptrichtungen des menschlichen Geistes, des Materialismus und des Idealismus, oder — mit einer anderen Bezeichnung — des Realismus und des Humanismus.

Diejenige Bildung nun, die den Menschen zur wahren Menschlichkeit heranzieht, in ihm das Bewusstsein erweckt, dass Alles, was der menschliche Geist hervorgebracht hat, des Studiums des Menschen auch würdig sei, die in Demjenigen, der sich ihrer befleisst, edle Begeisterung für alles Schöne und Erhabene wachruft, die ihn, mit einem Worte, zum eifrigen Anhänger und Verfechter der eben dargelegten Principien des Idealismus macht, möchten wir humanistische Bildung nennen.

Diese beruht nicht so sehr auf dem Umfange, als auf der Tiefe des zu Grunde liegenden Wissens, das, um mit dem Organisationsentwurfe der österreichischen Gymnasien zu sprechen (p. 99), »kein todter Schatz in der Seele

des Besitzenden bleiben darf, sondern ein lebendiges Eigenthum des Geistes sein muss, über dessen Verwendung er in freier Herrschaft gebietet.« — Die humanistische Bildung begnügt sich nicht damit, die Errungenschaften der Wissenschaft einfach zur Kenntniss zu nehmen, wie dies bei der allgemeinen Bildung der Fall ist, sondern sie will die einzelnen Wissenschaften mit allen ihren Beziehungen zu anderen Wissenschaften, kurz in ihrer geschichtlichen Entwicklung erfassen — und erst ein solches Wissen kann ja mit Recht eine Wissenschaft genannt werden. Denn derjenige, der z. B. die jetzt bestehenden Verfassungsformen der europäischen Staaten noch so genau kennt, ohne jedoch die Entstehung und Entwicklung jener von ihrem Ursprung her verfolgen zu können, hat sich zwar eine gewisse Summe von politischen Kenntnissen angeeignet, ist aber keineswegs in die Wissenschaft der Politik eingedrungen. Oder, um ein anderes Beispiel zu wählen: Wir werden Demjenigen, der sich mit der neuhochdeutschen Literatur ohne Rücksicht auf ihren Zusammenhang mit der altdeutschen, classischen und den Literaturen der modernen Völker beschäftigt, nicht zugestehen können, dass er das Wesen und die Stellung unserer Literatur innerhalb der Entwicklung des menschlichen Geistes vollauf erfasst hat. Nur dann, wenn uns unsere Bildung das Verständniss der Gegenwart in allen ihren Beziehungen und ihrem Zusammenhange ermöglicht und uns befähigt, die dem Menschen in der Geschichte auferlegte Mission zu erfüllen, sind wir von humanistischer Bildung zu sprechen befähigt.

Doch es ist Zeit, zum eigentlichen Gegenstande unserer Betrachtung überzugehen und zu untersuchen, inwieferne der Unterricht in der classischen Philologie jene humanistische Bildung, von der wir eben sprachen, zu fördern im Stande sei.

Die oben gekennzeichneten Richtungen des menschlichen Geistes, der Idealismus und der Materialismus liegen seit jeher mit einander im Streite, indem eine jede von ihnen ihre Principien zur Geltung zu bringen bemüht ist. Namentlich aber in unserer Zeit, wo die Loslösung des Geistes von der Natur, der Widerspruch der Reflexion gegen die durch die Geschichte überlieferten Zustände schärfer als je hervortreten, stehen Humanismus und Realismus einander schroff gegenüber.

Von der richtigen Ueberzeugung ausgehend, dass, wem die Schule gehöre, dessen auch die Zukunft sei, suchen beide Richtungen sich jener zu bemächtigen. Kann es nun aber einerseits keinem Zweifel unterliegen, dass man den berechtigten Anforderungen der Zeit Rechnung tragen müsse, und wird deshalb auch kein Vernünftiger die Existenzberechtigung der dem Realismus gewidmeten Anstalten bestreiten wollen, so lasse man doch andererseits auch der Pflege des Humanismus ihre Stätten und erfülle sie nicht mit unwürdigem Streite. Man wendet sich so oft mit ungerechten Angriffen gegen die Gymnasien und deren Lehrmethode überhaupt, namentlich aber gilt der Kampf den classischen Studien auf denselben.

Die Vertreter der realistischen Richtung verfechten nämlich ernsthaft die Anschauung, die Cultur der classischen Völker wäre für uns ein überwundener Standpunkt und wir brauchten auf dieselbe bei der Erziehung unserer Jugend keine Rücksicht zu nehmen: Moderne Sprachen und Literaturen, nicht minder Naturwissenschaften förderten unsere Bildung ebenso, wenn nicht in höherem Grade, als die classischen Studien. — Wir sind weit davon entfernt, glauben zu wollen, genannte Disciplinen befähigten nicht, wissenschaftliche Bildung zu erlangen, und wir sind durchaus nicht so schroff, um Diejenigen, denen der classische Unterricht nicht zu Theil wurde, nicht unter

die wissenschaftlich gebildeten Männer zu zählen. Wir müssen aber andererseits entschieden die Ansicht vertreten, dass die humanistische Bildung, wie wir sie oben auffassten, mit nichten lediglich mit Hilfe der von den Vertretern des Realismus vorgeschlagenen Disciplinen erreicht werden könne. Wir sind vielmehr fest überzeugt, dass gerade die classischen Studien das vorzüglichste Mittel seien, um die humanistische Bildung zu erwecken und sie zu fördern.

Inwieferne sie aber dies vermögen, wollen wir im Folgenden zu zeigen versuchen.

Wenn wir die Geschichte der Völker an unserem Auge vorüberziehen lassen, so werden wir gewahr, dass einem jeden derselben ein weiterer oder engerer Wirkungskreis bei dem Aufbaue der Menschheit zugewiesen wurde. Und wie in der bürgerlichen Gesellschaft nur Einzelne durch ausserordentliche Leistungen ihres Geistes oder ihrer Energie über der grossen Masse ihrer Zeitgenossen hervorragen und sich noch bei den späteren Generationen in dankbarer Erinnerung zu erhalten wissen, ebenso verhält es sich mit den Nationen.

Es ist uns durch die Ungunst des Schicksals leider nicht gegönnt, mit dem geschichtlichen Auge den grossen Zeitraum jenseits der Periode der ägyptischen Pyramidenbauten zu betrachten: Es treten da an die Stelle der Historie die Ethnologie und die Anthropologie. Ueberblicken wir aber die seit jener Zeit wahrnehmbaren, grossen Völkermassen der alten Welt, so ragt unter ihnen das grosse Völkerpaar der Hellenen und Römer wie ein Riese in geistiger und cultureller Beziehung hervor. — Während nämlich die Babylonier und Assyrier, die alten Aegypter und Perser und wie all' jene mächtigen Völker heissen mögen, wie Kolosse zusammenstürzten, um sich nie wieder

zu erheben, und höchstens historische Erinnerungen in dem Gedächtnisse der Nachfahren hinterliessen, so haben Hellas und Rom nie zu leben aufgehört, insoferne Wirken identisch mit dem Leben ist.

Betreten wir, um uns diese Wahrheit klar vor Augen zu führen, z. B. ein modernes Museum. — Der Besucher begibt sich zwar aus Neu- oder Wissbegierde in die Säle, in denen die ägyptischen, assyrischen und persischen Alterthümer aufbewahrt liegen; doch rasch verlässt er sie, um sich immer wieder zu den Kunstdenkmälern des hellenischen und, zum Theile, des römischen Volkes zu wenden. Hier fühlt er sich heimisch, während ihn dort der Hauch der Fremde anweht: Im vaticanischen Apollo und der mediceischen Venus findet er die Ideale der Künstler seiner Zeit und somit auch seine eigenen Ideale wieder. Der kunstsinnige, moderne Besucher verweilt bei jenen Statuen mit derselben Andacht, wie vor der Raphael'schen oder Holbein'schen Madonna; er wird sich mehr zu den Ueberresten des Parthenon, als zu denen einer mittelalterlichen Burg oder zu denen eines Klosters hingezogen fühlen.

Verlassen wir das Museum und begeben wir uns in eines der bedeutendsten Bildungsinstitute der Gegenwart: ins Theater.

Werden uns da nicht trotz des gewaltigen dazwischen liegenden Zeitraumes und trotz der deshalb vom Grunde aus veränderten Verhältnisse, Dramen des Sophokles vorgeführt, die auf uns moderne Zuschauer einen ähnlich bezaubernden Eindruck ausüben, wie auf die Athener des 5. und 4. Jahrhunderts v. Chr.? Wo sind alle die mittelalterlichen Kirchen- und Schuldramen; wo die Dramen des 16. und 17. Jahrhunderts? Sie sind literarischer Schutt geworden, und nur die Literatur-Historiker graben sie zu wissenschaftlichen Zwecken wieder auf. Sind dem gebildeten Deutschen die Namen des Horaz

und Pindar, des Sophokles und Euripides nicht geläufiger als die Namen eines Uz und Götz, eines Bodmer und Cramer? Ist nebst der biblischen Geschichte die Geschichte irgend eines Volkes so sehr Gemeingut der modernen Zeit geworden, als die Geschichte des griechischen und römischen Volkes? Haben nicht die bedeutendsten Männer unserer Zeit — wir nennen nur Napoleon I. — ihre Ideale sich aus der classischen Geschichte geholt? Sind nicht die modernen Staatsverfassungen nur den gegenwärtigen Verhältnissen angepasste Umgestaltungen der antiken? Tragen die jetzigen Verfassungsformen nicht schon in ihren griechischen und römischen Benennungen den Stempel der Fremde an sich? Ist nicht das Recht, das fast die ganze civilisirte Welt beherrscht, römischen Ursprunges? . . .

Wir können schon aus diesen skizzenhaften Bemerkungen entnehmen, dass, während das übrige Alterthum und selbst das Mittelalter mit seinen Kreuzzügen, seiner Romantik und seinem Ritterthum für uns abgestorben sind und der Geschichte angehören, das classische Alterthum in der That noch immer lebt und wirkt. Ja, wir sind so kühn zu behaupten, dass der gesammte geistige und culturelle Fortschritt der modernen Menschheit seinen Ausgangspunkt vom classischen Alterthum genommen habe und sich stets an diesem Brennpunkte der Weltcultur erwärmen müsse, wenn er nicht wieder auf die tiefe Stufe zurücksinken sollte, auf der er sich während des ganzen Mittelalters bewegt hat. — Betrachten wir, um uns hievon zu überzeugen, flüchtig die Etappen des menschlichen Fortschrittes.

Bevor das griechische Volk in der Geschichte auftrat, war der Geist der Völker durch den Despotismus seiner Herrscher und Priester völlig niedergedrückt. Die Völker waren willenlose Massen, die durch Einzelne nach Willkür gelenkt wurden. Ein bedeutender Fortschritt gab

sich bei dem Auftreten des griechischen Volkes zu erkennen. Die Griechen kannten schon im heroischen Zeitalter, wie es uns in den Schilderungen der homerischen Gedichte vorliegt, keine despotische Regierungsform mehr; der Geist der Freiheit durchwehte ihr Leben. Jeder einzelne Grieche nahm an der Regierung seines Landes persönlichen Antheil. Aber auch in geistiger Beziehung standen die Griechen ungleich höher, als alle ihre Zeitgenossen. Zu Perikles' Zeit besass ein jeder Athener einen nicht geringen Grad von künstlerischer und ästhetischer Bildung; es spricht sich dies am besten darin aus, dass die Kampfrichter über die Dramen eines Aeschylos und Sophokles aus der Mitte des Volkes genommen werden konnten. Jedoch die äussere Macht des griechischen Volkes reichte nicht hin, um dessen Principien bei den grossen Völkermassen des Occidents und des Orients Geltung zu verschaffen. Der Gang der Weltgeschichte brachte es mit sich, dass das römische Volk das geistige Erbe von Hellas antrat; und mit den römischen Waffen verbreitete sich griechisch-römische Cultur bis an die äussersten Enden der damals bekannten Welt. Wir treffen Denkmäler griechisch-römischer Cultur von Tripolis bis Nordschottland, von Gibraltar bis zu den Steppen Südrusslands; in China und Indien nicht minder wie in ganz Vorderasien. Und noch in ihren letzten Zuckungen half die griechisch-römische Welt mit bei der Erzeugung des Christenthums und erwies sich schon dadurch als einer der mächtigsten Förderer des künftigen Fortschrittes der Menschheit. Denn man glaube nicht, dass die Lehre Christi, der übrigens wie alle gebildeten Juden seiner Zeit in Alexandria sich an den Schätzen der griechischen Literatur und Philosophie grossgezogen hatte, ohne die Vermittlung der griechisch-römischen Cultur eine solche Verbreitung gefunden hätte. Die Schriften des N. T. sind nicht in hebräischer, sondern meist in griechischer Sprache

abgefasst; und als diese ihre Bedeutung verlor, trug die Sprache Roms die Lehren des grossen Nazareners hinaus unter die Völker der alten Welt. Nicht zufällig ist es ferner, dass nicht Jerusalem, sondern Rom der Mittelpunkt der christlichen Kirche wurde. Nicht weil angeblich Petrus der erste Bischof von Rom war — Petrus war nämlich nach den neuesten historischen Forschungen gar nicht in Rom — sondern weil Rom noch immer als der Mittelpunkt der Weltherrschaft angesehen wurde, verlegten die Päpste, die sich als die Erben der grossen römischen Imperatoren betrachtet wissen wollten, ihren Sitz an die Tiber. Und als nun endlich das gewaltige römische Reich, schon im zweiten, noch mehr im 3. Jahrhundert n. Chr. — in sich zerklüftet, unter dem Ansturm der germanischen Völker zusammenbrach, da ward es wiederum finster auf Erden. Die wilden Horden der Völkerwanderung ergossen sich über die ehemaligen Stätten der griechisch-römischen Cultur und vernichteten mit vandalischer Grausamkeit Alles, was an ihre Vorgänger erinnerte. Wir hören durch viele Jahrhunderte nichts, als von wüsten Zügen grosser Völkerschaaren.

Erst unter Karl d. Grossen kehrt wieder einige Ordnung in die staatlichen Verhältnisse ein und es machte sich nach langem Zeitraume das geschichtliche Bewusstsein wieder geltend.

Und was that Karl d. Grosse? Wodurch erwarb er sich mit Recht eine so bedeutende Stellung in der Culturgeschichte der Menschheit? — Er rief die bedeutendsten Gelehrten aus Italien und Byzanz an seinen Hof: Es waren dies die ersten Humanisten, welche die classische Bildung nach West-Europa wieder zurückgeführt hatten. Die Bildung begann unter das Volk zu dringen. Da starb der grosse Regent, und unter den wilden Thronstreitigkeiten seiner Nachkommen ging die Saat zu Grunde, die Karl d. Grosse ausgestreut hatte. Einzelne Körner las die Geistlichkeit

auf, um sie unter der Treibhauswärme der Klöster verkümmern zu lassen. Denn es scheint uns von einer ganz verkehrten Anschauung der Dinge zu zeugen, wenn man den Mönchen des Mittelalters Dank zu schulden glaubt, dass sie uns die Ueberreste des Alterthums aufbewahrt haben. Sie verdienen vielmehr den heftigsten Vorwurf dafür, dass sie in eigennütziger und niedriger Absicht das köstliche Gut dem Volke vorenthielten und hinter den dumpfen Klostermauern versperrten. Hätten die gelehrten Mönche die alten Classiker dem Volke und nicht blos den wenigen Priesterjünglingen geöffnet, wir sähen an Stelle der Ignoranz und Verrohung, Bildung und Humanität. Es wären uns dann vielleicht so manche Zerrbilder erspart geblieben, die uns das Mittelalter bietet.

Wir freuen uns in diesem Punkte mit Georg Voigt*) zusammenzutreffen. Es sei uns gestattet, die Worte Voigt's**) hieherzusetzen: »Gewiss verdanken wir die Erhaltung der classischen Literatur, so weit sie uns eben erhalten ist, vorzugsweise den Klosterbrüdern. Jahrhunderte lang haben sie treu das von ihren Vorgängern erworbene Gut aufbewahrt und geschützt, auch durch Abschriften vervielfältigt. Aber ihr Beruf war es niemals, Geist und Herz haben sie dieser Arbeit niemals gewidmet. Das Bücherabschreiben war gemeinhin nur ein dürres Handwerk, von der Ordensregel bald geboten, um durch friedliche Beschäftigung die rohe Sitte zu brechen, um die Musse schwächlicher Brüder zu füllen, oder um dem Kloster einen Erwerb zuzuwenden, bald nur gestattet, in anderen Fällen auch wieder verboten. Wurden dann in den berühmten Häusern der Benedictiner zu Monte Cassino, Clugny, St. Gallen oder Fulda neben den theologischen

---

*) In seinem vortrefflichen Werke: »Die Wiederbelebung des classischen Alterthums«, Berlin 1859.

**) a. a. O. p. 6 f.

Mess- und Gebetbüchern auch manchmal classische Werke copirt, so geschah es nach dem Gebote des Abtes oder es war vielleicht die spielende Liebhaberei des Bruders selbst. Immer aber blieb es bei dem todten Buchstaben. Oft auch, wenn der vornehme Abt mit dem Falken auf der Hand durch die Felder strich, zu Turnieren oder Hoffesten zog oder beim schlemmerischen Male den Possenreissern zuschaute, während die Brüder umherschlenderten oder ein müssiges Gespräch durch Wein belebten, verstaubten und verrotteten die Bücher in der dunkelsten und feuchtesten Zelle, ausgenommen vielleicht die Urbarien, auf denen die Einkünfte und Nutzbarkeiten des Klosters beruhten, therapeutische, astrologische und Gebetbücher. Da ist im Laufe der Jahrhunderte von den classischen Autoren vielleicht ebensoviel zu Grunde gegangen und für ewig verloren, als auf der anderen Seite gerettet worden. Sie waren auf Gastfreundschaft gewiesen, ein Heimatsrecht hatte man ihnen nicht gegönnt. Und dasselbe Dasein, welches die classischen Bücher führten, lebte ihr Inhalt in den Geistern. So lange die Bildung überhaupt und der Unterricht insbesondere fast ausschliesslich in geistlichen Händen war, wurde die antike Literatur mit stiefmütterlicher Laune behandelt.«

Doch endlich sollte der Geist des Mittelalters zu seinen Vätern beschieden werden: Es erschien die Neuzeit.

Es wäre thöricht, wollte man diesen neuen Anbruch der Weltgeschichte, der durch den bisherigen Gang der Weltcultur bedingt war, von dem zufälligen Ereignisse der Entdeckung Amerikas datiren. Der grosse Francesco Petrarca, wiewohl zeitlich noch dem Mittelalter angehörig, war dem Geiste nach schon ein Sohn der neueren Zeit. »Er war,« wie Voigt (a. a. O. p. 12) sagt, »der Prophet und zugleich der Entdecker der neuen Welt des Humanismus. Denn er hat nicht nur vorwärtsweisend ihr die Bahnen und Perspectiven eröffnet, er hat sie bereits in allen

Richtungen mit sicheren Schritten des Triumphes durchmessen.« — Columbus und die übrigen Entdecker waren gleichsam nur die Sendboten, um dem neuen Geiste, der sich in der alten Welt zu entfalten begann, neue Stätten der Thätigkeit zu eröffnen. Der Geist der neueren Zeit selbst aber war äusserlich durch die Reformation, innerlich durch den Humanismus, das Wiederaufleben der classischen Studien und mit diesen der Wissenschaft überhaupt, bedingt. Man wollte sich von dem schweren Alp befreien, mit dem die mittelalterliche Kirche die Geister Europas zu bedrücken drohte. Und wen rief man zu Hilfe? Man wandte sich nach Rom, aber nicht nach dem Rom des Papstes, sondern dem des Cicero, Vergil und Horaz. — Mit einem Enthusiasmus, den unsere Zeit kaum zu begreifen vermag, suchte man nach den Handschriften der alten Classiker, um sich bei ihnen Erfrischung des Geistes zu holen. Die Auffindung einer neuen ciceronischen oder demosthenischen Rede war damals ein Ereigniss, das nicht nur die zünftigen Gelehrten, sondern alle gebildeten Classen in freudige Aufregung versetzt hatte. Wir können natürlich dieses Thema hier nicht weiter verfolgen, doch man schlage die Geschichte des Humanismus auf und man wird finden, dass nur durch ihn das grosse Werk der Reformation ermöglicht ward.

Aber nach dem Tode Luther's und Melanchthon's, Ulr. v. Hutten's und der anderen grossen Humanisten tritt wieder der Humanismus in den Hintergrund: Die classischen Studien ziehen sich aus dem Leben auf die Universitäten und die gelehrten Schulen zurück.

Was ist die Folge? Das 17. und der Anfang des 18. Jahrhunderts tragen den Stempel der Seichtigkeit und der Unfruchtbarkeit an sich. — Erst um die Mitte des 18. Jahrhunderts regte sich wieder neues Leben in der deutschen Literatur: Die Neuzeit tritt in ihre dritte grosse Periode.

Aber braucht es noch heute ausdrücklich hervorgehoben zu werden, welch' unermesslichen Einfluss die griechische und römische Literatur auf die Schöpfung der classischen Literatur in Deutschland — um bei dieser stehen zu bleiben — genommen hat?

Gingen nicht alle Heroen unserer Literatur und Dichtung zu den Alten in die Schule? Man lese nur den Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe, zwischen Schiller, W. Humboldt und Fr. Aug. Wolf. Hat nicht Lessing, vielleicht der grösste Kritiker aller Zeiten, seine kritische Methode bei den Alten gelernt? Wäre Schiller Schiller geworden ohne die Alten? Spiegeln Goethe's Werke nicht fast auf jeder Seite den reinen Geist und die edle Form der Antike wieder? Welche geistige Nahrung schöpften Wieland und Herder nach ihrem eigenen Geständnisse aus den Alten! Und nicht ungestraft sollte Klopstock, er allein unter den deutschen Classikern, sich zu früh von den Griechen und Römern entfernt und Homer gegen Ossian, Pindar und Horaz gegen die hebräischen Psalmendichter aufgegeben haben. Er verlor die Wege der Kunst und verirrte sich auf schwindelnde Höhen, auf die ihm die Mitwelt weder folgen wollte, noch konnte — geschweige die Nachwelt....

Aber nicht nur die Schriftsteller Deutschlands, sondern diejenigen aller civilisirten Nationen Europas gingen zu den Alten in die Schule: Shakespeare, Milton und Byron; Corneille, Racine und Molière verrathen ebenso den Einfluss der Antike wie Isaias Tegnér und Iwan Turgenjew....

Nachdem wir so auf historischem Wege das classische Alterthum als den grossen Lehrer der Humanität und des Fortschritts in der Welt erkannt haben, sollen wir da noch einen Augenblick daran zweifeln, auch unsere Jugend in die Schule des ewigen Meisters zu senden, damit sie dort die grossen Principien der huma-

nistischen Bildung in sich aufnehme? Als das vorzüglichste Princip dieser bezeichneten wir aber oben die Erweckung der Begeisterung für das Edelste und Erhabenste, was je den Menschengeist bewegte. Denn Derjenige, der dem erhabenen Berufe des Menschen, selbstthätig mitzuarbeiten an dem Fortschritte der Menschheit, vollauf entsprechen will, muss in sich wie in einem Brennspiegel all' die Strahlen zusammenfassen, die der menschliche Geist in den vergangenen Jahrhunderten ausgesendet hat. Nur derjenige, der mit heiliger Andacht die unsterblichen Vorfahren belauscht hat, wie sie aus dem unerschöpflichen Born ihres Geistes die ewig frischen Quellen geistiger Erhebung emporsteigen liessen, und der sich selbst an diesen Quellen gelabt hat, wird die Kraft besitzen, mit eigener Hand neue Quellen des Geistes zu graben, aus denen wieder seine Nachfahren werden schöpfen können. Wo aber fliesst jene Urquelle reichlicher als in Hellas und Rom? Genies, wie die eines Alexander d. Grossen oder eines Goethe, denen es gegönnt war, die steilsten Höhen der Menschheit zu erklimmen, treten nur einmal nach vielen Jahrhunderten auf. Und so stehen auch das hellenische auf der einen, das römische Volk auf der anderen Seite einzig in der Völkergeschichte da: Sie entwickelten geistige Fähigkeiten und erzeugten Persönlichkeiten, wie wir sie seitdem bei keiner Nation wiederfinden. Ihre Geschichte und Cultur werden es daher vor Allem sein, die wir unserer Jugend vorführen müssen, damit sie sich von dort ihre Ideale für das Leben hole. Wo gibt es Völker, deren Sage und Geschichte von so herrlichen Gestalten erfüllt wären, als das griechische und römische? Was vermag aber die Seele des Knaben und des heranwachsenden Jünglings lebhafter zu erwärmen, als das Beispiel grosser Männer? Wie mächtig fühlt sich der Jüngling zu den Figuren eines Achilles und Hektor, eines Mucius Scaevola und Horatius Cocles, eines Perikles und Alexander d. Gr., eines Scipio und Caesar

hingezogen! Er vergisst bei den Ersteren auf einen Augenblick, wie die Völker selber, die jene Figuren erzeugten, dass es nur Sage sei, die ihn so sehr begeistert.

Hellas und Rom bewahrten in ihrer guten Zeit den Standpunkt der Natur: Die alten Griechen und Römer fühlten jugendlich und drückten ihren Bildungen den Stempel der Jugendlichkeit auf; und darum fühlt sich auch die Jugend zu denselben so mächtig hingezogen. Die modernen Völker Europas können ihrer Jugend nicht mit derselben Beruhigung ihre eigene Nationalgeschichte aufschlagen, damit jene aus derselben Begeisterung für das Grosse und Erhabene schöpfe.

Durch die Mangelhaftigkeit unserer Ueberlieferung ist es uns nicht gegönnt, in die Uranfänge der Geschichte der modernen Völker hinabzusteigen, um von dort die von Dichtung und Wahrheit erfüllte Sage ans Tageslicht zu fördern, die eben deshalb, weil sie die Völker in ihrer natürlichen Kraft unserem Auge vorführt, eine so treffliche Nahrung für den jugendlichen Geist bildet. Die Geschichte der neueren Völker, so weit wir sie kennen, wird zum grossen Theile von grausamen Kriegen und anderen wenig erbaulichen Ereignissen ausgefüllt.

Sollen wir etwa den perfiden Kampf zwischen Papstthum und Kaiserthum, dem jeder frei Denkende nur mit höchstem Unwillen zu folgen vermag, oder die Kreuzzüge, deren Theilnehmer durch barbarische Metzeleien dem Geiste der Humanität Hohn gesprochen haben — sollen wir etwa den erbitterten Kampf zwischen Protestantismus und Katholicismus, der im dreissigjährigen Kriege seinen Ausdruck fand, oder endlich die französische Revolution, deren Geschichte trotz der grossen Ideen, welche jene Bewegung beherrschten, jedes menschliche Herz mit Abscheu und Schrecken erfüllen muss, unserer Jugend vorführen, damit sie sich an diesen historischen Ereignissen, die als die bedeutendsten, den Charakter der Geschichte

der europäischen Völker kennzeichnen, und den Figuren, die in ihnen eine Rolle spielen, erhebe und begeistere? . . . .

Nach unseren bisher dargelegten Anschauungen fühlen wir uns von dem Verdachte frei, als wollten wir den radicalen Vertretern des Realismus, die das Alterthum in allen seinen Theilen aus den Schulen verbannt wissen möchten, mit demselben Radicalismus entgegentreten und verlangen, man möge die moderne Geschichte aus jenem Grunde aus dem Unterrichtsprogramme der Jugend streichen. Aber so wenig wir Handlungen, wie die Zerstörung Corinth's und Carthago's oder die treulose Politik einiger griechischer Staaten in Schutz nehmen wollen, so behaupten wir dennoch, dass die griechische und römische Geschichte in ihrer Gesammtheit in uns ein schöneres und nachahmenswertheres Bild hinterlässt, als die Geschichte irgend eines modernen Volkes.

Denn betrachten wir z. B. flüchtig die Geschichte Roms in ihrem Laufe: Wir sehen da eine kleine Dorfgemeinde durch eigene Kraft sich zu einem grossen Weltreiche entfalten — und jedes Wachsthum entlockt uns ein unwillkürliches Interesse. Die ersten Kriege, die Rom führte, waren lediglich Defensivkriege: Wir verzeihen gerne den Römern die Strenge, deren Uebung ihnen die Nothwendigkeit auferlegt hatte . . . . Als dann die römischen Heere über Italiens Grenzen zogen, so müssen wir, wenn wir die Geschichte der römischen Legionen verfolgen, in den römischen Soldaten zugleich die Träger der römischen Cultur erblicken. Und wenn wir endlich das römische Reich nach eintausendjährigem Bestande in sich zusammenbrechen sehen, so haben wir das Bewusstsein, eine Macht untergehen zu sehen, die ihre grosse, welthistorische Mission erfüllt hat, um, der Nothwendigkeit der Geschichte folgend, anderen Völkern den Platz zu räumen. Wir nehmen befriedigt Abschied von der Ge-

schichte Roms, das mit Aufopferung der edelsten Kräfte so Grosses und Bleibendes für die Menschheit geleistet hat.

Eine noch grössere Befriedigung bietet uns eine Betrachtung des Laufes, den die griechische Geschichte nahm.

Auch da sehen wir, wie eine kleine Stadt, Athen, sich allmälig, nicht so sehr durch die Macht der Waffen, als durch das Uebergewicht des Geistes, zu einem nicht unbedeutenden Reiche entwickelte. — Das kleine Athen tritt mit geringer Unterstützung der übrigen Griechen muthig der grossen persischen Weltmacht entgegen und wirft sie nieder. Und wie nach den napoleonischen Freiheitskriegen, die man nicht mit Unrecht mit den Perserkriegen zusammengestellt hat, unter der Aegide Friedrich Wilhelms III. in der Hauptstadt Preussens sich die ersten Heroen deutscher Wissenschaft sammelten, um diese zu einer nie geahnten Höhe emporzubringen, ebenso schaarten sich nach der Niederwerfung Persiens in Athen um Perikles die grössten Geister von Hellas, um das goldene Zeitalter der Kunst und Literatur, nicht nur Griechenlands, sondern der ganzen Menschheit anzubahnen. Kaum sind die grossen Gestalten eines Miltiades und Kimon, eines Aristides und Themistokles, eines Aeschylos und Pindar an unseren Augen vorübergezogen, als uns gleichzeitig und bald darauf die Namen eines Perikles und eines Sophokles, eines Phidias und Anaxagoras entgegentreten. Und nachdem dann in langwierigen Kriegen die kleinen Staaten Griechenlands einander zerfleischt haben, sehen wir vom Norden her den grossen Alexander, der von seinem grossen Lehrer Aristoteles in echt hellenischer Weise erzogen ward, mit dem griechischen Nationalbuche, der Ilias, in der Hand und umgeben von griechischen Künstlern und Gelehrten in edler Begeisterung die hellenische Cultur hinaustragen zu den

Völkern des Orients bis nach dem weiten Indien. — Wie von einem Drama, das uns für einen Augenblick über das Alltägliche hinweghebt, verlassen wir wehmuthsvoll, aber im Innern befriedigt, den Sarg Alexanders. Das griechische Volk hat seine besten Kräfte für die höchsten Güter der Menschheit geopfert und hinterliess dieser ein Erbe, das die Jahrtausende überdauern wird . . . .

Schon aus dieser kurzen Skizze können wir entnehmen, dass die *Geschichte der Griechen und Römer*, wenn man sie nur vom richtigen Standpunkte auffasst, mehr erhebende und belehrende Momente für unsere Jugend enthalte, als die Geschichte irgend eines Volkes. Denn *ihre* Geschichte liegt wie die keiner anderen Nation abgeschlossen vor uns; wir können die Handlungen bis in ihre letzten Folgen begleiten, und darin liegt ja eben das Belehrende, das uns das Studium der Geschichte bietet. Die Zeiten des Alterthums endlich sind uns so weit entrückt, dass wir die Ereignisse sine ira et studio betrachten können. Keine Parteileidenschaft, wie sie uns noch bei der Geschichte des Mittelalters beherrscht, hält uns dort zurück, ruhig nach der Wahrheit zu suchen und sie laut zu verkünden.

Jedoch das Studium der Geschichte des griechischen und römischen Volkes — die wir hier als einen Zweig der classischen Studien auffassen — ist keineswegs das einzige Moment, wodurch der Unterricht in der classischen Philologie die humanistische Bildung unserer Jugend zu fordern im Stande ist. Nachhaltiger sogar wirkt in dieser Hinsicht das Studium der *Literaturen* jener beiden Völker.

Jede Nation zählt ihre Dichter und Schriftsteller zu den edelsten ihrer Söhne; denn jene vereinigen in sich die geistige Gesammtkraft ihres Volkes. Nach dem Gehalte *ihrer* Werke beurtheilen die Zeitgenossen die Culturstufe der Nation, der jene angehören. Ihnen, den wenigen

Auserkorenen, ist es gegönnt, über die Alltäglichkeit hinweg sich zu den Höhen des Idealismus zu erheben. Und alle Jene, die sich von Zeit zu Zeit aus dem Geräusche des Lebens entfernen wollen, flüchten, um sich geistige Erfrischung zu holen, zu den Werken der Schriftsteller ihres Volkes. Doch bald blickt ein Volk, wenn es nicht nationalem Eigendünkel verfallen ist, über die Grenzen seines Landes hinaus auf die Literaturen anderer Nationen; zumal in unserer Zeit, wo nicht nur der materielle, sondern auch der geistige Verkehr mit gutem Rechte ein internationaler genannt werden kann. Trotz der politischen und nationalen Gegensätze, schöpfen die Völker gegenseitig Belehrung und Begeisterung aus den Werken ihrer Schriftsteller und theilen die besten Erzeugnisse derselben ihrer Jugend mit.

Soll dieses aber etwa uns daran hindern, letztere auch mit den erhabensten Schöpfungen der Weltliteratur, den Classikern des griechischen und römischen Volkes vertraut zu machen? — Wir wiesen bereits oben kurz auf die Abhängigkeit der modernen Literatur von der classischen hin. Die Dichterfürsten aller modernen Nationen bekennen sich gerne als die Schüler der Hellenen und Römer und beugen sich in Ehrfurcht vor ihren Lehrern. Auch die Kühnsten unter ihnen wagen es nicht, sich über oder auch nur neben sie zu stellen. Schrak nicht selbst ein Goethe vor dem Gedanken zurück, Homern nachzuahmen? Sind wir ferner auch nur im Stande, die modernen Literaturen vollauf zu verstehen, ohne die Alten zu kennen? Mit nichten. Winckelmann und Lessing, und Goethe und Schiller, zum Theile auch Herder waren ganz antike Menschen, ihr Wesen und ihr Wirken sind nur aus der Antike heraus zu verstehen. Um statt unzähliger nur einige Beispiele aufzuzählen: Sind für uns nicht Lessing's Laokoon, Goethe's Iphigenie und Hermann, Schiller's Braut von Messina Räthsel ohne Verständniss der antiken

Kunst? *) Doch es hiesse wahrlich »Eulen nach Athen tragen«, wollten wir hier versuchen, die längst anerkannte Herrlichkeit und Classicität der griechischen und eines Theiles der römischen Literatur zu erweisen. Wenn es aber wahr sei, meinen so recht sophistisch die Gegner der classischen Studien, dass unsere und die Classiker der übrigen Nationen zu den Alten in die Schule gingen und aus diesen das Beste in ihre Werke herübernahmen, warum sollte man da nicht gleich den kürzeren Weg wählen und unserer Jugend unsere eigenen Classiker in die Hände geben, ohne sie zugleich mit den Alten zu belästigen? Wir sind gewiss weit davon entfernt, die Vortrefflichkeit der deutschen oder englischen oder irgend einer modernen Literatur schmälern zu wollen. Doch mögen Diejenigen, die aus stolzem Selbstbewusstsein, das in ihnen durch den Anblick der Fülle und Herrlichkeit der modernen Geisteswerke erweckt wurde, bereits die Zeit für gekommen halten, die Alten als unnützen Ballast über Bord zu werfen, bedenken, dass unsere Literaturen an dem Stabe der Alten gross geworden sind, und dass es keineswegs gerathen sei, zu früh jene alte Stütze von sich zu werfen, denn — unser Gang könnte wieder wankend werden. Wir glauben, dass man in gewisser Beziehung den bekannten Sallustischen Ausspruch: »Nam imperium facile iis artibus retinetur, quibus initio partum est,« auch auf das literarische Gebiet mit Recht anwenden könne.

Mögen Diejenigen, welche die modernen Literaturen beim Unterrichte an Stelle der antiken setzen wollen, ferner bedenken, dass die Literaturen der Griechen und Römer noch immer die einzigen wahrhaft classischen Literaturen sind und mehr als alle übrigen den Anspruch erheben können, Weltliteraturen genannt zu werden; mögen sie

*) Wir verweisen übrigens in dieser Hinsicht auf das vortreffliche Werk von Cholevius: »Die deutsche Literatur in ihren antiken Elementen.« 2 Bde.

nicht vergessen, dass es, wie beim geschichtlichen, so auch bei dem literarischen Unterrichte unsere Pflicht sei, der Jugend die höchsten Ideale vorzuführen und sie nicht selbst ob des Guten auf das Bessere verzichten zu lassen.

Keine Literatur Europas endlich ist in sich abgeschlossen; die Werkstätten aller sind noch geöffnet und werden hoffentlich noch lange geöffnet bleiben. Aus dem Studium der modernen Literaturen können wir uns daher keine vollkommene Anschauung von der gesammten literarischen Thätigkeit eines begabten Volkes bilden. Anders steht es mit den classischen und unter ihnen besonders mit der griechischen Literatur. — Diese ist die einzige unter allen Literaturen der Welt, die sich in allen Theilen organisch entwickelt hat, in und aus sich selbst erwachsen ist und uns so die Gesetze des literarischen Schaffens eines grossen Volkes lehren kann.

Erst durch die Kenntniss jener Gesetze vermögen wir aber die Schöpfungen einer Literatur überhaupt in ihrem vollen Umfange begreifen; und dass eine solche Erkenntniss der Geisteswerke der Nationen mit unter die ersten Bedingungen einer humanistischen Bildung zu zählen sei, haben wir bereits an einer früheren Stelle angedeutet.

Aber nicht nur diese ästhetisch-praktische Bedeutung besitzt für uns das Studium der classischen Literaturen; diese schliessen überdies ein gemeinsames, geistiges Band um alle civilisirten Nationen der Erde und erleichtern so den geistigen Verkehr unter diesen, indem nämlich ihrer Aller Culturen jener gemeinsamen Wurzel, der Antike, entsprungen sind. Von diesem Standpunkte aus betrachtet, erscheinen uns die Literaturen der Hellenen und Römer, wie wir uns oben ausdrückten, als die grosse, stets fliessende Quelle, aus der alle Völker geistige Nahrung schöpfen können, ohne sie zu erschöpfen, und aus der alle gebildeten Nationen schöpfen müssen, wenn sie sich nicht mit abgeleiteten Wässern begnügen wollen. . . . .

Als das dritte wichtige Element endlich, durch welches das Studium des classischen Alterthums unsere humanistische Bildung zu fördern vermag, ist nebst der Geschichte und Literatur die antike Kunst zu nennen.

Es ist längst ein unbestrittenes Axiom, dass die moderne bildende Kunst von der Antike ihren Ausgangspunkt genommen hat und dass sie ohne diese nicht das geworden wäre, was sie heute ist. — Die moderne Kunst ist stofflich und technisch von der Antike abhängig, und erst diese bietet uns den Schlüssel zum rechten Verständnisse jener. Unzweifelhaft aber ist, dass Derjenige, der auf humanistische, d. i. höhere allgemeine Bildung Anspruch erheben will, die erhabenste Schöpfung des menschlichen Geistes, die Kunst, nicht verständnisslos an seinem Auge darf vorüberziehen lassen; und dies zumal in unserer Zeit, wo das Interesse für die Kunst bis in die weitesten Schichten des Volkes gedrungen ist, und wir Leute, welche den untersten Ständen angehören, mit regem Eifer in den Sälen unserer Kunstmuseen weilen sehen und wir in den Wohnungen der Bürger mitten unter modernen Einrichtungsstücken nicht selten einen Hermes- oder Apollokopf erblicken.

Wie lebhaft aber und mit wie voller Ueberzeugung wir im Vorhergehenden für die Eignung der classischen Studien zur Förderung der humanistischen Bildung eintraten, so müssen wir jedoch auf der anderen Seite ungeschmälert zugeben, dass, so lange der classische Unterricht so betrieben wird, wie es gegenwärtig an den meisten Gymnasien geschieht, derselbe sehr wenig zur Erreichung jenes Zweckes beizutragen vermöge.

Es gibt nämlich noch immer sehr viele Philologen, die dem Zopfe huldigen und da glauben, der einzige Zweck des classischen Unterrichtes sei, die Regeln der lateinischen und griechischen Sprache einzudrillen, und welche die Autoren blos als das Material zu diesen grammatischen Uebungen betrachten. Man kann es nicht oft genug wieder-

holen, dass diese Herren vorzüglich daran Schuld sind, wenn die Gegner der classischen Studien so viele Anhänger sogar unter Denjenigen finden, die selbst einmal die griechischen und römischen Autoren in der Schule tractirten oder vielmehr mit denselben — tractirt wurden. Wollen denn jene Herren, die fälschlich im Sinne des grossen Gottfried Hermann zu handeln denken, trotz Fr. Aug. Wolf und Aug. Böckh noch immer nicht einsehen, dass die classische Philologie nicht identisch sei mit griechischer und lateinischer Grammatik?

So lange solche Principien nicht völlig aus unserem Unterrichtswesen entfernt sind, insolange kann man zuversichtlich behaupten, dass unter hundert Schülern, die das Gymnasium verlassen, kaum fünf sich zum ästhetischen Verständnisse des Homer oder des Sophokles erhoben haben. Kann es unter solchen Umständen dann Wunder nehmen, dass man die griechischen und römischen Autoren gleich einem arithmetischen oder physikalischen Lehrbuche nach dem Examen ad acta legt, um sie nie wieder zur Hand zu nehmen? Da freilich kann von dem Einflusse des classischen Unterrichtes auf die humanistische Bildung, die ja den Menschen ganz ergreifen und ihn während des gesammten Lebens begleiten soll, nicht viel die Rede sein. Nach einigen Jahren hat der Jüngling die griechische und lateinische Grammatik vollkommen vergessen, und bei den Namen eines Homer, Herodot und Sophokles denkt er nur an die Schwierigkeiten, die ihm in den Schuljahren die Erlernung der herodoteischen und homerischen Sprachformen und der griechischen Metra bereitet hatte.

Da die classischen Studien nicht so sehr den künftigen Philologen für seine höheren Studien an der Universität vorbereiten sollen, als vielmehr die humanistische Durchbildung des Schülers bezwecken, so muss dieser ein lebendiges, zusammenhängendes Bild von der classischen Culturepoche aus der Schule mit hinaus ins Leben nehmen.

Sein classisches Wissen muss daher ein ganzes, nicht aber, wie es jetzt der Fall ist, ein fragmentarisches sein, das sich bald in blosse Erinnerungen an ein einmal vorhandenes Wissen auflöst.

Jede vernünftige Erziehung muss auf einen praktischen Zweck gerichtet sein. Und so soll auch das classische Studium auf dem Gymnasium den Zögling in den Stand setzen, nicht nur auf der Universität, sondern auch, wenn er mit Umgehung derselben sofort ins öffentliche Leben tritt, seine wissenschaftliche Fortbildung selbstständig zu erweitern und den erhöhten Anforderungen der Zeit Rechnung zu tragen.

Wenn man uns entgegenhalten sollte, dass die den classischen Studien auf dem Gymnasium gewidmete Zeit und die geringe Fassungskraft der Schüler es nicht möglich machen, die von uns bezeichneten Forderungen zu erfüllen, so müssten wir mit unseren Gegnern die classischen Studien auf den Gymnasien für nutzlos oder doch für wenig nutzbringend und die geopferte Zeit für vergeudet halten. Wir sind aber überzeugt, dass es vorzüglich auf die Lehrmethode, die Fähigkeit und Berufsfreudigkeit des Lehrers ankomme, um jenes Ziel zu erreichen. Untersuchen wir die Sache näher und beginnen wir, dem Plane unserer Darstellung folgend, mit dem Unterrichte in der antiken Geschichte, die wir, wie gesagt, als einen Bestandtheil der classischen Studien auffassen.

Was weiss der absolvirte Gymnasiast von der antiken Geschichte, wenn er die Schule verlassen hat, obwohl er jene zweimal tractirte? Nichts, als einige zusammenhangslose Daten, aber keine Geschichte. Er hat nur verworrene, dunkle Vorstellungen von dem Werden, Wachsen und Vergehen des römischen und griechischen Volkes in der Weltgeschichte. Wenn er in späterer Zeit ein gründliches, modernes Werk über alte Geschichte liest, so erstaunt er über die Fülle von anziehenden und belehrenden

Momenten, die das Studium derselben bietet, ihm jedoch bisher verborgen waren. — Es kostet uns viele Mühe, die unwissenschaftlichen, auf den meisten Gymnasien noch immer erbgesessenen Vorstellungen über Bord zu werfen und uns die Resultate der modernen Geschichtsforschung anzueignen. Wenn wir z. B. die Ackergesetze und die sociale Revolution der Gracchen in ihrem Zusammenhange betrachten, so erscheinen sie uns als etwas ganz anderes als sie uns bisher erschienen und wir glauben, wir müssten auf der Schulbank geträumt haben, als man uns jene Dinge vortrug. Doch wir träumten nicht, obwohl man uns freilich im — Dunkeln liess.

Zerschneide man doch nicht, wie es in den meisten Lehrbüchern geschieht, die Geschichte, die ein lebendiges Auf- und Niederwogen von einander bedingenden Ereignissen ist, in unzusammenhängende kleine Paragraphe, wodurch wir nur in dem Schüler jeden historischen Sinn zerstören und in ihm die falsche Vorstellung wachrufen, als ständen die Ereignisse ebenso zusammenhangslos nebeneinander, wie die Abschnitte in seinem Lehrbuche. Wozu soll denn der eilf- oder zwölfjährige Knabe Hunderte von Jahreszahlen verständnisslos seinem Gedächtnisse einprägen, wenn er keine Ahnung von dem geschichtlichen und sachlichen Zusammenhange der Ereignisse besitzt? So lange es freilich dem Lehrer mehr darauf ankommt, dem Schüler seine geschichtliche Lection »abzuprüfen«, als ihn mit Liebe zum Studium der Geschichte zu erfüllen, insolange hat es mit der Verbesserung unserer Gymnasialzustände noch seine weiten Wege. — Wir möchten d e n stumpfsinnigen Knaben gerne sehen, der nicht Auge und Mund öffnete, wenn man ihm die herrliche Sagenwelt von Hellas und Rom in ihrem wahren Lichte zeigte, ihm in anziehender und dem jugendlichen Geiste angemessener Weise die Kämpfe der Griechen mit den Persern, die Züge Alexanders d. Gr. nach dem Oriente oder die heldenhafte Geschichte des

republikanischen Rom vorführte! Der Knabe muss mit naiver Neugierde, nicht mit der Furcht vor einer schlechten Note, dem Geschichtslehrer ins Auge sehen. Es fehlt, mit einem Worte, dem Knaben die Freudigkeit des Lernens, und ohne diese ist ein günstiges Resultat nicht denkbar.

Und wie es mit dem geschichtlichen Studium im Untergymnasium beschaffen ist, ähnlich verhält es sich mit dem im Obergymnasium, nur dass da an Stelle des »kleinen Gindely« der »grosse Gindely« und an Stelle der kleineren, grössere Paragraphe treten.

Wir glauben in unserer vorhergehenden Darstellung nicht zu sehr ins Schwarze gemalt zu haben; wir bestrebten uns der Wahrheit zu folgen. Es ist hier nicht der Ort, detaillirte Vorschläge zu machen; wir wollten nur unsere persönliche Anschauung über den Gegenstand klargelegt und den wunden Punkt, an dem unser antikes Geschichtsstudium an den Gymnasien leidet, kurz bezeichnet haben.

Nur dann, glauben wir, wenn der Schüler ein klares Bewusstsein von der antiken Geschichte besitzt, kann derselbe den weiteren Aufbau der Weltgeschichte, das Mittelalter und die Neuzeit, begreifen; nur dann kann er — was wir oben als Bedingung der humanistischen Bildung aufstellten — einen selbstständigen Blick thun in den Zusammenhang der Dinge, den Ereignissen und historischen Persönlichkeiten ihre Stellung in der Weltgeschichte anweisen. Dann wird er über die Schranken des Augenblickes hinweg nach der Vergangenheit sein Auge wenden, um von dort für sich und andere Raths zu erholen. Er wird sich als Glied in der unendlichen Kette der Werkzeuge betrachten, die an dem Aufbaue der Weltcultur thätig sind. Unverdrossen wird er an seine Arbeit gehen, eingedenk der schönen Worte Sallust's: »Verum enim vero is demum mihi vivere atque frui anima videtur qui aliquo negotio intentus praeclari facinoris aut artis bonae famam quaerit.«

So viel über den Einfluss, den das Geschichtsstudium auf dem Gymnasium, so betrieben, wie wir uns dasselbe denken, auf die humanistische Bildung des künftigen Mannes zu üben im Stande wäre.

Gehen wir nun zu dem zweiten und wichtigsten Bestandtheile der classischen Studien auf unseren Gymnasien über, dem Studium der griechischen und römischen Literatur.

Wir gebrauchen mit Absicht letzteren Ausdruck und sprechen nicht, wie üblich, von der »Lectüre der Autoren«. Denn der letzte Zweck der Beschäftigung mit den Alten soll unserer Ansicht nach nicht der sein, dass der Schüler im besten Falle Homer und Herodot mechanisch übersetzen könne, ohne bei jeder Zeile das Wörterbuch und die Grammatik benützen zu müssen, als vielmehr der, dass der Schüler einerseits ein zusammenhängendes Bild von der Entwicklung der beiden classischen Literaturen erhalte, andererseits durch die Lectüre der Autoren in den Stand gesetzt werde, selbstständig zum Verständnisse der übrigen, auf der Schule nicht gelesenen literarischen Erzeugnisse der Griechen und Römer zu gelangen.

Wird aber dieses Ziel bei der bis heute an unseren Gymnasien üblichen Methode erreicht, und ist es bei derselben auch nur erreichbar? Mit nichten.

Der Schüler kennt einige unzusammenhängende biographische Daten von den Autoren, die er liest; aber literarische Notizen sind noch keine Literaturgeschichte. Ist es nicht eine Schande, dass der absolvirte Gymnasiast oft nicht die Namen eines Hesiod, Simonides und Alcaeus kennt, dass er nicht weiss, wann Pindar gelebt und was er gedichtet hatte? Wir verlangen ja nicht und können es auch nicht verlangen, dass vor dem Schüler des Gymnasiums die schwierigen literarhistorischen Probleme behandelt werden, an denen die griechische und römische Literaturgeschichte so reich ist. Es wäre z. B. thöricht,

zu verlangen, dass man den Quintaner in die verwickelte homerische Frage einweihe; der Knabe soll seinen Homer als Ganzes in die Hände bekommen, auf dass er ihn in sein naives Gemüth aufnehme und sich seiner erfreue. Aber eine kurze, leichtfassliche Darstellung der epischen Poesie bei den Griechen können und sollen wir dem Quintaner vorführen, ebenso wie wir dem Sextaner die Geschichte der griechischen Prosa, dem Septimaner die des griechischen Drama, dem Octavaner endlich die Geschichte der griechischen Lyrik und Philosophie in ihren Hauptzügen nicht vorenthalten dürfen.

Nur dann, wenn der Schüler ein solches zusammenhängendes literarisches Wissen besitzt, sobald er die Schwelle des Gymnasiums verlässt und ins Leben hinaustritt, wird er befähigt sein, die Literatur anderer Völker zu begreifen.

Wie steht es nun mit der zweiten oben aufgestellten Forderung, dass die Lectüre der Autoren den Schüler befähigen soll, selbstständig zum Verständnisse der übrigen literarischen Producte des römischen und griechischen Volkes zu gelangen? Wir hoben bereits an einer früheren Stelle kurz die diesbezüglichen Resultate der bisherigen Lehrmethode an unseren Gymnasien hervor. Betrachten wir jedoch die Sache näher.

Der Schlüssel zum Verständnisse jedes literarischen Erzeugnisses ist die Kenntniss der Sprache, in der dasselbe abgefasst ist. Nur dann, wenn wir die Sprache vollkommen beherrschen, können wir einen ästhetischen Genuss und wissenschaftlichen Nutzen aus einem Werke schöpfen. Die Sprache ist die Werkstätte, in welcher der Schriftsteller den Inhalt seines Geistes schafft und formt. Wollen wir Jenem in das Innerste seiner Gedanken folgen, so dürfen wir die Mühe nicht scheuen, in die Werkstätte seines Geistes hinabzusteigen, um da den Meister bei seiner Arbeit zu belauschen, wie er Wort an Wort, Ge-

danken an Gedanken reiht. »Willst' des Dichters Wort' verstehen, musst in Dichters Lande gehen.« Dies gilt auch von der geistigen Heimat des Dichters, der Sprache, in der er sich von Jugend auf bewegte. Namentlich aber bei den Dichtern und Schriftstellern des Alterthums, die durch Jahrtausende zeitlich von uns entfernt sind und die ganz anders dachten und fühlten als wir, ist es nothwendig, dass wir von Mund zu Mund zu ihnen sprechen, nicht aber uns eines Dolmetsches bedienen, wie es die Halbfreunde der classischen Studien verlangen, die statt der Originale Uebersetzungen dem Schüler in die Hände geben möchten. Eine Uebersetzung gleicht der Copie eines Kunstwerkes; wie aber selbst die beste Copie auf den ersten Blick den schaffenden Genius und die führende Hand des Meisters vermissen lässt, ebenso ergeht es uns bei den besten Uebertragungen fremder Werke.

Wie werden nun aber in unseren Schulen die classischen Sprachen, das wichtigste Mittel, wie wir sahen, um in das Verständniss der griechischen und römischen Autoren einzudringen, behandelt? Der alte Schlendrian früherer Jahrhunderte wird mit nur geringer Modification fortgeführt. Und so kommt es, dass es nach der gegenwärtig an den meisten unserer Gymnasien üblichen Methode zwar möglich ist, dem Schüler einige Hunderte griechischer und lateinischer Verbal- und Nominalformen und einige Tausende griechischer und lateinischer Worte einzuprägen; von einem Verständnisse des Baues der classischen Sprachen kann unter solchen Umständen begreiflich nicht die Rede sein.

Aber abgesehen von dem bezeichneten praktischen Werthe der Sprache: Sollen denn die glänzenden Resultate der modernen Sprachwissenschaft unbeachtet an unseren Schulen vorübergehen? Will man denn noch immer nicht begreifen, dass es nichts Kunstvolleres gebe, als den Bau einer Sprache und sei es derjenigen der sogenannten

»wilden« Völker Südafrikas oder Australiens? Wo aber finden wir einen herrlicheren Sprachbau als den der griechischen, der schönsten und vollendetsten Sprache der Welt, und der römischen, in der die Strenge und ernste Würde des römischen Volkes so klar sich zeigt? Wir kennen überdies keine anregendere und fruchtbarere geistige Beschäftigung für den Schüler, als das wissenschaftliche Studium der Sprachen.

Und es ist gar nicht so schwer, dem Knaben und dem Jünglinge die Entwicklung der Sprachformen klar zu machen. Es liegen uns bereits Resultate vor, und diese sprechen am besten dafür, mit welchem Interesse die Schüler an einem so gearteten Sprachunterrichte theilnehmen. Der Lehrer sieht dieselben bald zu selbstständigen Versuchen schreiten, um sich einzelne Sprachformen wissenschaftlich zu erklären. Und mögen uns auch diese Versuche für den Anfang einiges Lächeln abgewinnen, so begrüssen wir sie dennoch als Versuche selbstständiger Forschung, welche die Elemente jeder gediegenen, wissenschaftlichen Bildung sind, mit lebhafter Freude.

Das Studium der classischen Sprachen darf eben nicht mehr lediglich als mechanisches Mittel, um die Autoren zu lesen, betrachtet werden, sondern muss theilweise als Selbstzweck gelten. Wir müssen endlich einsehen lernen, dass die Sprache dasjenige Product des Volksgeistes sei, in dem die beste Kraft desselben niedergelegt ist und das den Charakter des Volkes am reinsten erkennen lässt. Nur dann, wenn das Sprachstudium auf unseren Schulen von diesem Gesichtspunkte aus betrieben wird, vermag dasselbe schon an sich einen bildenden und bleibenden Einfluss auf den Geist des Schülers auszuüben. Werden aber dem Schüler die Worte und Formen der griechischen und lateinischen Sprache nur zum mechanischen Gebrauche im Verkehre mit seinen Classikern dargereicht, ohne dass er über die Entstehung und Zusammen-

setzung derselben genügend aufgeklärt wird, so bleiben die griechische und lateinische Sprache für ihn in der That nur »todte Sprachen«.

Das aber bezeichneten wir bereits an mehreren Stellen unserer Abhandlung als den Untergrund humanistischer Bildung, dass man tief eindringe in den Gegenstand seines Studiums und das Werden und Wachsen der Dinge erforsche, nicht aber an ihrer Oberfläche haften bleibe.

Wenn jedoch trotz der eben angeführten Momente die Vertreter der realistischen Richtung nicht aufhören, die Berechtigung des Studiums der classischen Sprachen zu bekämpfen, so sei es uns, bevor wir den Faden obiger Untersuchung wieder aufnehmen, an dieser als der passendsten Stelle gestattet, die diesbezüglichen Einwände der Gegner mit wenigen Worten zurückzuweisen.

Welche praktischen Vortheile, abgesehen von der wissenschaftlichen Erkenntniss, z. B. das Studium der lateinischen Sprache für das wissenschaftliche Studium der romanischen Sprachen in sich schliesse, wird wohl kein Vernünftiger in Abrede stellen wollen. Sollte man aber — wie auch von vielen Seiten geschah — die durch das Studium der antiken Sprachen erzielte Förderung der geistigen Selbstthätigkeit und Erweiterung des intellectuellen Horizontes zugeben, aber glauben, dass man denselben Zweck durch den Unterricht der modernen Sprachen erreichen könne, so beruht diese Ansicht auf einer ähnlichen, falschen Vorstellung, wie wir derselben oben betreffs der Bildungsfähigkeit der modernen Geschichte und Literatur begegnet sind. — Sprechen wir concret: Man will die französische und englische Sprache an die Stelle der classischen setzen.

Wer die französische Sprache kennt, weiss, dass dieselbe in ihrer Formenlehre und Syntax ein abgeschliffenes Gepräge besitzt. Sie entstand bekanntlich aus der Vermischung der einheimischen gallischen Sprache mit dem

verdorbenen Provinzial- und Soldatenlatein der späteren nachchristlichen Jahrhunderte; im Laufe der Zeiten gesellten sich noch andere Elemente dazu. — Viel schlimmer steht es noch mit der englischen Sprache, die aus keltischen, französischen und lateinischen Elementen zusammengesetzt ist und uns sprachwissenschaftlich einen Trümmerhaufen von Formen darbietet, die in ein System zu bringen der Sprachforscher nachgerade verzweifeln muss.

Der Geist des Schülers kann durch die Kenntniss eines solchen Sprachbaues nicht im mindesten gefördert werden; es ist ihm unmöglich, einen Ariadnefaden durch dieses sprachliche Labyrinth zu finden, und es bleibt ihm so nichts anderes übrig, als mechanisch den Sprachschatz seinem Gedächtnisse einzuprägen. Dazu aber braucht man keine öffentlichen Schulen, man erreicht denselben Zweck bekanntlich auf viel kürzerem Wege durch Privat- und Selbstunterricht. Ganz anders steht es mit der griechischen und lateinischen Sprache. Beide sind selbstständige Zweige des indogermanischen Sprachstammes, von dem sie sich mindestens 1200—1500 Jahre v. Chr. losgelöst haben; sie stehen also der Ursprache ziemlich nahe. Und da die Griechen und Römer ihre Sprache sorgfältig von fremden Einflüssen frei zu halten suchten, so haben wir zwei reine Sprachtypen vor uns, die durch mehr als ein Jahrtausend von zweien der cultivirtesten Völker der Weltgeschichte ausgebildet wurden; durch sie können wir ein klares Bild von dem Wachsthum einer Sprache erlangen.

Und steht der Lehrer, was man füglich doch verlangen darf, auf der Höhe seiner Wissenschaft, so kann er bei steter Anwendung der sprachwissenschaftlichen Methode mit nur einigermassen begabten Schülern es so weit bringen, dass diese die Individualität der Sprache eines Homer, Herodot und Sophokles ebenso herausfühlen, wie sie die Verschiedenheit der Sprache Heine's von der Schiller's oder, um

bei demselben Dichter zu bleiben, die Verschiedenheit der Sprache in Goethe's lyrischen Gedichten, seiner Iphigenie und seinem Hermann herausfühlen.

Erst dann wird der Schüler an der Herrlichkeit und Poesie der griechischen Sprache, an der Kraft und Logik der Sprache Rom's den rechten Gefallen finden, erst dann wird es ihm möglich sein, die ästhetischen Schönheiten und die grossen Ideen der Dichter, Geschichtsschreiber und Redner von Hellas und Rom unmittelbar und ganz zu erfassen.

Dass aber nur dies der höhere Zweck der Lectüre der Autoren an unseren Schulen sein könne, unterliegt wohl keinem Zweifel — und nicht schwer ist es, bei Anwendung der richtigen Methode jenen Zweck zu erreichen.

Wenn wir — um diese Behauptung an mehreren Beispielen durchzuführen — dem Knaben z. B. Cäsar's Memoiren des gallischen Krieges in die Hand geben, so müssen wir es verstehen, ihm begreiflich zu machen, dass er das Werk eines der bedeutendsten Feldherren und Staatsmänner der Weltgeschichte vor sich habe, in welchem dieser die Schilderung seiner eigenen kriegerischen Expeditionen niederlegte. Haben wir auf diese Weise in dem Knaben zunächst das Interesse für den Autor wachgerufen, so wird es dann unsere weitere Aufgabe sein, ihm ein deutliches Bild von den Ortschaften zu verschaffen, in denen die Ereignisse sich abspielten. Der aufgeweckte Knabe wird dann mit dem ihm angeborenen kriegerischen Sinne im Geiste den Legionen auf ihren Zügen folgen; er wird Partei nehmen entweder für Cäsar und seine Armee oder für die besiegten gallischen Völkerschaften. Wenn wir es einmal so weit gebracht haben, dass der Knabe unter dem Centurio einen bärtigen, römischen Wachtmeister, unter der legio ein römisches Regiment sich vorstelle; dass, wenn er z. B. die Worte liest: »Caesar castra posuit«, er im Geiste die römischen Soldaten nach vollbrachtem

Marsche ihre Rüstung niederlegen, Spaten und andere Werkzeuge zur Hand nehmen sieht, um Zeltpflöcke einzurammen, über die sie ihrer Officiere und ihre eigenen Zelte ausspannen; wenn er sich überhaupt das römische Lagerleben ähnlich dem unserigen vorstellt und ihm z. B. bei der Lectüre der Worte: »Caesar noctu celerrime castra movit« die Scene lebhaft vor Augen tritt, wie der römische Wachtposten von Ferne den Feind erblickt, zu den Zelten des Feldherrn und der Officiere eilt, um dieselben zu wecken, wie jener die Regimentshornisten Alarm blasen lässt, und die römischen Soldaten schleunigst die Waffen anlegen, die Zeltpflöcke aus dem Boden reissen, um die Zelte auf die Trainwägen zu packen — wenn in ähnlicher Weise alle Worte des Schriftstellers ihm zu lebendigen Begriffen geworden sind, dann wird er mit demselben Interesse seinen Cäsar zur Hand nehmen, mit dem er moderne Kriegsgeschichten liest.

Wenn wir, um ein anderes Beispiel zu wählen, dem reiferen Jünglinge z. B. Cicero's catilinarische Reden in die Hand geben, so müssen wir in ihm vor Allem durch entsprechende Analogien aus der neueren Geschichte eine klare Vorstellung von den damaligen politischen und socialen Zuständen zu erwecken versuchen. Der Schüler muss sich etwa Cicero als einen dunkelsehenden Sprechminister vorstellen, der einem revolutionären Plane einer demokratischen Umsturzpartei, an deren Spitze ein verrotteter und verschuldeter Junker stand, auf die Spur gekommen ist, und der dann im Parlamente und in der Volksversammlung den Leuten es begreiflich zu machen sucht, dass, wenn er nicht gewesen wäre, der ganze Staat jenem verbrecherischen Complotte zum Opfer gefallen wäre. Der Schüler muss sich die römischen Senatoren, zu denen Cicero sprach, als reiche römische Cavaliere und hohe Staatsbeamte a. D., etwa wie die Pairs des englischen Oberhauses, vorstellen, die den beiden Consuln

als den verantwortlichen Reichsministern die Executive übertrugen.*)

Ebenso werden wir, wenn wir dem Septimaner den Demosthenes zur Lectüre geben, an der Hand der Geschichte die politischen Zustände Athens und Griechenlands in jener Zeit dem Jünglinge vor Augen führen, um ihm so das rechte Verständniss von Demosthenes' Worten zu ermöglichen. Der Schüler muss sich lebhaft den Demosthenes auf der Rednertribüne und vor ihm die unruhige athenische Volksversammlung unter freiem Himmel vorstellen; er muss den Eindruck herausfühlen, welchen die einzelnen Worte des Redners auf dessen Publikum hervorgerufen hatten; er muss sich im Geiste die Bravo- und Ohorufe der versammelten Menge hinzudenken. Dann wird er die Reden des Demosthenes nicht blos lesen, er wird sie hören. Der Schüler muss sich den griechischen Patrioten Demosthenes, der in Athen trotz der Makedonistenpartei unerschrocken gegen den mächtigen Philipp loszog, ähnlich dem deutschen Patrioten Fichte denken, der in Berlin, trotz der dortigen französischen Garnison Napoleons, die »Reden an die deutsche Nation« wie eine brennende Fackel unter das deutsche Volk warf. — Wir dürfen den Schüler nicht einen Augenblick vergessen lassen, dass er die Reden des gewaltigsten Redners des Alterthums, vielleicht aller Zeiten, vor sich habe; dass er sich glücklich schätzen müsse, dass es ihm vergönnt sei, jene Reden im Originale zu lesen und zu verstehen. Der Schüler wird dann nicht mehr über die langen Perioden des Demosthenes murren;

---

*) Wenn wir oben Cicero jene Attribute beilegten, so wollten wir damit durchaus nicht der Manier mancher Philologen das Wort reden, die in falscher Auffassung der Worte Mommsen's (Röm. Gesch., III. B.) Cicero als eitlen, unfähigen Kopf ihren Schülern hinstellen. Wir haben es vor einem Jahre aus Mommsen's Munde selbst gehört, dass, wenn er gewusst hätte, so viele Gymnasiallehrer und Schüler würden seine Worte derart auffassen, er dieselben lieber gar nicht geschrieben hätte.

er wird vielmehr den herrlichen Sprach- und Periodenbau des grossen Redners bewundern und freiwillig einige rhetorische Meisterstücke desselben seinem Gedächtnisse einprägen. Auf dieser Stufe des Gymnasial-Unterrichtes wird es ferner dem Lehrer bereits gestattet sein, einige Ansätze zur vergleichenden Literarhistorie zu machen: Er wird demosthenische Reden nach Inhalt und Form neben solche des Cicero stellen; die Differenz wird unter geschickter Anleitung des Lehrers dem Schüler von selber in die Augen fallen.

Mit welch' lebhaftem Interesse wird der Schüler die grossen griechischen und römischen Historiker lesen, wenn wir sie ihm als die Hauptquellen unseres historischen Wissens vom Alterthum vorführen und ihm an einzelnen, hervorragenden Beispielen zeigen, in welcher Art unsere modernen Historiker ihre Darstellungen den Berichten jener entlehnen.

Wir müssen dem Knaben den Livius als den grossen römischen Nationalhistoriker hinstellen, der als Prinzenerzieher am kaiserlichen Hofe lebend, aus Verdruss über die leidigen Zustände der Gegenwart, sich mit seinen republikanischen Sympathien in die vergangenen Jahrhunderte flüchtete, um in patriotischer Begeisterung und mit emsigem Eifer den Kolossalbau einer römischen Nationalgeschichte aufzurichten, von dem uns leider nur grosse Trümmerhaufen erhalten sind. Die naive und rhetorisch glänzende Darstellung des Historikers muss Jeden, der einmal die Schönheiten derselben erfasst hat, für immer fesseln; und so wird auch der Jüngling liebevoll seinem Livius zugethan sein und die in dessen Werke enthaltenen Reden als Meisterstücke der Rhetorik bewundern.

Wie leicht ist es ferner, das ästhetische und historische Interesse des Schülers für zwei der bedeutendsten historischen Monographien des Alterthums, für Sallust's

Catilina und Jugurtha, zu erwecken, die beide für uns unschätzbare Culturbilder aus dem ersten und zweiten Jahrhunderte v. Chr. sind!

Sollen wir es noch für nöthig erachten, auch nur mit einem Worte hervorzuheben, dass es uns fast unmöglich erscheine, es könnte einem Lehrer nicht gelingen, nur einigermassen begabten Schülern Liebe zu Autoren, wie Homer und Sophokles, Herodot und Plato wachzurufen? Sollte der Jüngling nicht begeistert ins Zauberland der Poesie folgen, das Homer mit unnachahmlicher Meisterschaft ihm vors Auge führt, wenn der Lehrer es nur versteht, ihm die plastische Kunst des Dichters anschaulich zu machen? Wird der Schüler die entzückenden Reisebeschreibungen und die Schilderung der Perserkriege bei Herodot nicht mit Begeisterung lesen, wenn wir ihm ausser den herodoteischen Sprachformen auch die ästhetischen Schönheiten des »Vaters der Geschichte« vorführen? Wird nicht endlich die Unlust, mit welcher der Schüler die Werke des grössten aller Philosophen, Plato's, in die Hand nimmt, schwinden, wenn wir ihm die platonischen Dialoge vom philosophischen und ästhetischen Standpunkte erklären und sie als das hinstellen, was sie sind, als originelle Meisterstücke dramatischer Kunst; wenn wir Plato nicht nur als Philosophen, sondern auch als einen der genialsten Dichter betrachten? Was sollen wir zuletzt von Sophokles sagen, dem grössten dramatischen Dichter des Alterthums, der als das Höchste dem Jünglinge geboten wird, bevor er die Schule verlässt! Sollte es da dem Lehrer schwer fallen, an der Hand des Sängers von Kolonos die Begeisterung, die der Jüngling während seiner Schuljahre den Meisterwerken der Classiker entgegenbrachte, wie in einem Brennpunkte zusammenzufassen und ihn erfüllt von einer Hingabe an die griechischen und römischen Autoren zu entlassen, die nie im Leben erstirbt? . . .

Wir haben im Vorhergehenden natürlich nur in aller Kürze ausführen können, von welchem Standpunkte wir uns die Classiker auf der Schule behandelt denken, damit der oben bezeichnete Zweck der classischen Studien erreicht werde. Doch schon aus dieser flüchtigen Skizze wird man leicht erkennen, welche Fülle an Stoff und Geist in den griechischen und römischen Autoren enthalten sei und dass es nur an uns liege, jene Fülle für unsere Zwecke zu verwerthen. Wenn aber noch in unserem Jahrhundert einige fromme, oder richtiger gesagt, frömmelnde Herren mit der Behauptung auftreten, die Classiker seien dem modernen Kinde, zumal in monarchischen Staaten, nicht in die Hände zu geben, weil sie in jenem den Geist des Heidenthums und des Republikanismus grosszögen, so ist dies einfach ein trauriges Zeichen von Bornirtheit und nicht zum geringsten Theile von absichtlicher Verdrehung der Thatsachen.

Es widerstrebt uns, gegen solche unbegründete Vorwürfe einen Aeschylos und Sophokles, einen Vergil und Tacitus vertheidigen zu müssen. Aber in unserer Zeit, wo die Reaction wiederum in den verschiedensten Gestalten sich erhebt, und bei der bekannten Unbesiegbarkeit der Bornirtheit muss man gewärtig sein, dass eines schönen Tages aus der Rüstkammer des Obscurantismus die alten Waffen gegen das classische Alterthum wieder werden hervorgesucht werden. Und darum seien uns einige Worte der Entgegnung gestattet.

Wenn der Monotheismus und die monarchische Idee bereits auf so schwachen Füssen ständen, dass sie schon zu solchen Mitteln behufs ihrer Erhaltung greifen müssten, so könnte man schon getrost das Grablied über ihnen singen. Doch so schlimm ist es mit jenen Ideen noch nicht bestellt. Wie steht es denn aber eigentlich mit dem »Republikanismus« und dem »Atheismus«, die durch die

Classiker in den Schülern erweckt werden sollen? Betrachten wir zunächst kurz den Ersteren.

Das Königthum ging bekanntlich mit Ausnahme Sparta's im übrigen Griechenland bereits in prähistorischer Zeit unter. Wir besitzen ausser Homer, der wohl schon durch sein »εἷς κοίρανος ἔστω« vor dem Vorwurfe des Republikanismus geschützt sein dürfte, keinen griechischen Schriftsteller, der bis in die Königszeit hinreichte. Die Schriftsteller, deren Werke uns erhalten sind, gehören einer Zeit an, wo der Republikanismus schon so sehr befestigt und als ein so selbstverständliches Axiom galt, dass man es gar nicht der Mühe für werth hielt, auf das Königthum als auf eine gefährliche Macht zu reflectiren. Eine Bekämpfung der monarchischen Idee in Griechenland hätte in den damaligen Zeitgenossen einen ähnlichen Eindruck hervorgerufen, als wenn heute in Nordamerika Politiker und Schriftsteller ernsthaft gegen die Einführung der absoluten Monarchie auftreten wollten. Ebenso verhält es sich aus denselben Ursachen bei den Schriftstellern Roms. — Und wenn hie und da im kaiserlichen Rom der eine oder der andere Autor den Republikanismus verherrlichte, so war die Spitze nicht gegen die Monarchie überhaupt, sondern deutlich gegen das schlechte Regiment einiger verhasster römischer Cäsaren gerichtet. Ueberdies, wenn die kaiserlich-römische Censur, die oft noch strenger war als die unsrige und nicht selten auf Verbreitung staatsgefährlicher Ideen den Tod gesetzt hatte, jene Schriftsteller ruhig in den Händen des Volkes beliess, so können wir, nachdem fast zwei Jahrtausende über die Gräber der Autoren, wie Derer, gegen welche die Angriffe gerichtet waren, hingegangen sind, ohne Besorgniss jene Schriften unserer heutigen Jugend anvertrauen. — Den Griechen war πόλις, den Römern res publica nicht »Republik«, sondern »Staat«, »Vaterland«. Und was die Liebe zum Staate und zum Vaterlande

betrifft, so können wir unserer Jugend gewiss die leuchtendsten Muster für dieselbe aus dem Alterthume vorführen. Patrioten wie Cato und Demosthenes — um statt der Tausende nur diese beiden Typen des antiken Patriotismus zu nennen — die ganz in der Staatsidee und in der Liebe zum Vaterlande aufgingen, finden wir in der modernen Zeit nur wenige ....

Noch thörichter aber ist der andere Vorwurf, betreffend den »Atheismus« der classischen Autoren.

Religion ist doch im Grunde nichts Anderes als die Lehre von der frommen Gesinnung gegen seinen Gott und Uebung praktischer Humanität. Und da stellen wir mit vollem Bewusstsein die Behauptung auf, dass das classische Alterthum uns weit eher als Lehrer der Humanität und der Frömmigkeit dienen könne, als manche Periode der nachheidnischen Zeit. Wir haben schon oben in dieser Richtung die wenig erbaulichen Ereignisse berührt, die den Charakter des Zeitraumes seit Christi Geburt zur Genüge kennzeichnen.

Sollen wir vielleicht noch aus unserem Jahrhunderte den nordamerikanischen Sclavenkrieg, den noch jetzt von Europäern betriebenen Menschenhandel, die Gräuel des russisch-türkischen und der übrigen modernen Kriege, und andere mit Billigung der mit der Ueberwachung der Volksgesittung beauftragten Factoren in Scene gesetzten Vorgänge aus der jüngsten Gegenwart anführen, die von nichts weniger als von Humanität zeugen und die möglich sind, trotzdem Christus das grosse Wort von der allgemeinen Menschenliebe den Völkern gepredigt hatte?!

Wenn man aber immer wieder und wieder zur Verdunklung der Humanitätsbegriffe der Alten, die nunmehr schon überdrüssige Sclaven- und Frauenfrage aufs Tapet bringt, so erwäge man doch die damaligen historischen und culturellen Zustände. Und man vergesse nicht, dass die Kriegsgefangenen der Griechen und der Römer als

Sclaven bei weitem nicht so sehr in ihrer Menschenwürde verletzt wurden, wie bei uns noch vor einigen Jahrzehnten und in dem Czarenreiche an vielen Orten bis auf den heutigen Tag die von ihrer väterlichen, ehemals freien Scholle durch die edelgeborenen Gutsbesitzer vertriebenen und zu Leibeigenen herabgedrückten Bauern.

Wenn man sich nicht selber blenden will, so kann man ja aus der antiken Literatur und Geschichte ersehen, zu welch' angesehenen Stellungen z. B. in Rom ehemalige Sclaven gelangten, was gewiss unmöglich gewesen wäre, wenn ihr Stand wirklich so tiefer Verachtung begegnet wäre. Bedenke man ferner nur das Eine, dass man das Theuerste, was man besass, seine eigenen Kinder, den Sclaven zur Obhut und Erziehung überliess.

Und was die Frau des Alterthums betrifft, so waren ihr der gesammte Haushalt und die Erziehung der Kinder ebenso, wenn nicht in höherem Masse anvertraut als bei den modernen Völkern. Der Grieche und Römer liebte und achtete seine Frau, wenn er sich auch allerdings nicht zur modernen Sentimentalität in der Liebe oder gar zu der erhabenen Anschauung der mittelalterlichen Ritter erhob, die aus purer Ritterlichkeit das Wasser tranken, mit dem sich ihre Damen wuschen.

Auch waren die »heidnischen« Griechen und Römer nichts weniger als unfromm, insoferne man unter Frömmigkeit das Gefühl der Abhängigkeit des Menschen von einem höheren Wesen und den Glauben an eine Regierung der Welt durch jenes Wesen versteht. Von dieser Frömmigkeit aber war das ganze Alterthum tief durchdrungen; dieselbe tritt uns in den Werken seiner Schriftsteller öfter und inniger entgegen, als selbst in den Werken der modernen Zeit. Wir wagen es, die Verherrlichung des *Ζεύς* in den Hiketiden des Aeschylos neben die Erhebung Gottes in den Psalmen zu stellen. Wenn der Grieche zu Zeus, der fromme Römer zum Jovis pater seine Hände

erhob, so dachte er sich in seinem Sinne dasselbe darunter, als wir, wenn wir zu Gott beten.

Das Princip des classischen Alterthums war sittliche Freiheit, die selbst unserem Zeitalter in sehr erheblichem Grade abgeht. Sollen wir die Tausende und aber Tausende von Beispielen sittlicher Grösse anführen, die das »heidnische« Alterthum aufzuweisen hat? Man zeige uns eine einzige Stelle in der ganzen »heidnischen« Literatur des Alterthums, wo gegen Angehörige anderer Religionen ohne jeden Grund in der unwürdigsten Weise gehetzt oder zum Morde aufgerufen wird, wie wir das in zahllosen Schriften von Staatsmännern und Gelehrten unserer Zeit finden — und wir erklären uns für besiegt. Hören wir im ganzen Alterthume etwas von den grausamsten und zugleich unsinnigsten aller Kriege, den Religionskriegen, wie sie das Mittelalter und die Neuzeit erfüllten? Hören wir etwas von Kreuzzügen gegen Andersgläubige, von Hexenverbrennungen, Autodafé's etc.? Waren die Römer nicht so tolerant, jeder besiegten Nation ihre Götter zu lassen, ja sogar dieselben in ihr Pantheon aufzunehmen? Wiegt endlich ein Sokrates und Aeschylos an Frömmigkeit und Gottergebenheit nicht manche »fromme« Bischöfe des Mittelalters und der Neuzeit auf? Will man vielleicht einen Solon und Perikles, einen Plato und Aristoteles zu den »Heiden« zählen? Sie haben den Monotheismus und die Humanität reiner aufgefasst, als nicht selten Diejenigen, die an der Spitze der römischen Hierarchie gestanden waren. Halten Diejenigen, welche den Monarchismus durch das Studium des classischen Alterthums bedroht glauben, eine Herabwürdigung der monarchischen Idee, wie sie in dem Bussgange Heinrichs IV. nach Canossa lag, im Alterthume auch nur für möglich? Wollen etwa die »frommen« Herren statt eines Plato und Thukydides die nicht selten von gehässigster Intoleranz erfüllten Schriften der Kirchenväter, oder die Acten der

Concile zu Worms und Constanz der Jugend zur Lectüre hinreichen?

Wir sehen also, wie nichtig auch in dieser Beziehung die Argumente der Gegner der classischen Studien sind, und dass wir in jeder Hinsicht vertrauensvoll die Schriften der grossen Griechen und Römer unserer Jugend in die Hände geben können, damit sie aus denselben Begeisterung für alles Schöne und Erhabene schöpfen. »Denn mögen auch,« sagt Fröhlich*) mit vollem Rechte, »in späteren Jahren die Worte dem Gedächtnisse entfliehen und ein sorgenvolles Geschäftsleben dem Manne die Kunsthallen der Vorwelt meist verschlossen halten: Ist ihm aus der goldenen Jugendzeit nicht die Begeisterung für das Schöne geblieben, nicht der wissenschaftliche Geist, welcher die Geschäfte des Tages leitet, das Herkömmliche zu verbessern weiss, Kunst und Wissenschaft ehrt, den todten Buchstaben des Gesetzes belebt?« . . . .

Fürchteten wir nicht, die in dem Thema für uns liegenden Schranken zu überschreiten, wir würden in gleich ausführlicher Weise den Einfluss der antiken Kunst auf die Förderung unserer humanistischen Bildung zu schildern suchen. Doch haben wir es blos mit den classischen Studien auf den Gymnasien zu thun, wo die Kunst keinen besonderen Gegenstand des Studiums bildet. Aber nichts desto weniger kann selbst in dieser Beschränkung der classische Unterricht den Schüler in das Verständniss der Antike einführen.

Nebst der technischen und artistischen Vollendung eines Kunstwerkes fesselt uns an diesem vorzüglich der Stoff der Darstellung, durch dessen Kenntniss wir oft erst die einzelnen Schönheiten des Werkes ganz zu erfassen im Stande sind. Die Künstler des Alterthums entnahmen ihre Stoffe der Volkssage oder den Dichtern, zum Theile

---

*) Ansichten über Unterricht und Erziehung p. 80.

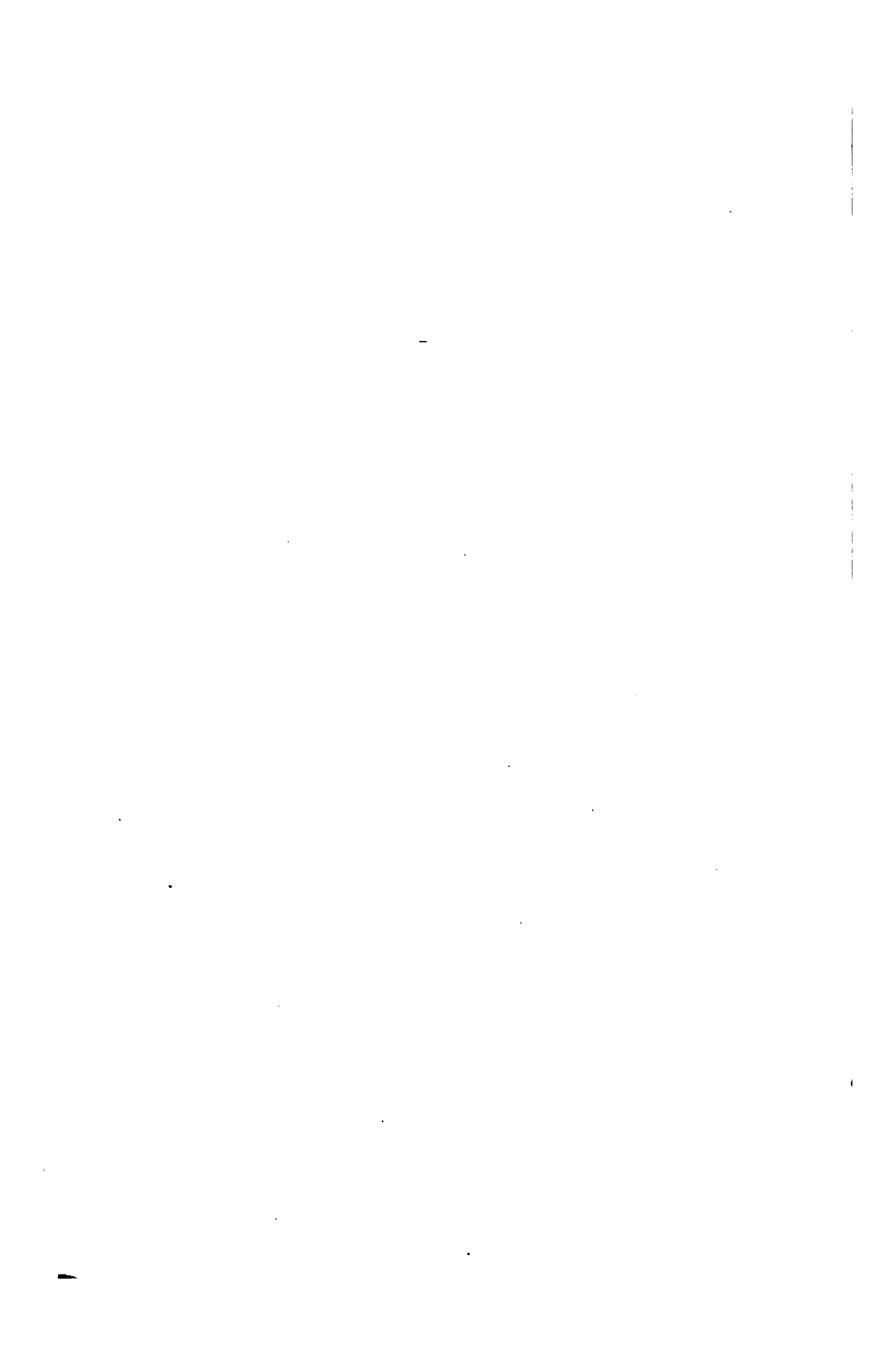
der Geschichte. — Wird nun der Schüler auf dem Gymnasium mit der Götterlehre der Griechen und Römer genügend vertraut gemacht, gelangte er zum ästhetischen Verständnisse seines Homer, seines Vergil und Ovid, wurden ihm die Helden der griechischen und römischen Geschichte als lebenskräftige, historische Individuen und nicht als abstracte Figuren vorgeführt, so wird er, wenn er ein Museum betritt, die olympischen Götter mit ihren verschiedenen Attributen, Gruppen wie die Niobiden und die Laokoongruppe, die Gigantomachie und alle übrigen mythischen und historischen Darstellungen wie alte Vertraute begrüssen. Wenn der Jüngling die Statuen des Perikles, Sokrates, Anaxagoras und Sophokles neben einander sieht, so wird ihm das Leben des perikleischen Kreises, von dem er bisher nur las oder erzählen hörte, in sichtbaren Umrissen vor Augen treten; wenn die Köpfe des Demosthenes und des Aeschines ihm begegnen, so wird sich ihm der persönliche Kampf zwischen den beiden grossen attischen Rednern zu einem lebenden Bilde gestalten; wenn er durch die Statuen- und Büstenreihe der römischen Kaiser schreitet, so wird ihm die römische Kaisergeschichte verständlicher; beim Anblicke der ernsten Figur des grossen Augustus begreift er den verschlossenen Charakter desselben; wenn er Agrippina traurig dasitzen sieht, so nimmt der Abscheu gegen den Muttermörder Nero für ihn eine fassbare Gestalt an.

So erwächst das Wissen vom classischen Alterthum in dem Geiste des Jünglings zu einem lebendigen Ganzen, für ihn ist das Alterthum nicht erstorben, sondern schafft unaufhörlich fort. Weil ihm ferner die Vergangenheit erschlossen ist, kann er auch die Gegenwart begreifen und einen nüchternen Blick in die Zukunft thun; keine ideale Bestrebung der Zeit geht unverstanden an ihm vorüber; er kann dem modernen Dichter und Künstler an die Quelle folgen, aus der jene ihre Begeisterung und die

Stoffe zu ihren Werken schöpfen: Er fühlt sich mit ihnen congenial . . .

Wollen wir hoffen, dass es uns im Vorhergehenden gelungen ist, zu zeigen, dass das classische Alterthum in allen seinen Stücken vorzüglich geeignet sei, den Menschen zur Höhe seines göttlichen Berufes zu erheben und ihn zum begeisterten Vorkämpfer für die höchsten Ideale zu befähigen. Freudig stimmen wir daher in die herrlichen Worte des grossen französischen Staatsmannes und Historikers Thiers ein, der da sagt: »Es sind nicht blosse Worte, welche man der Jugend beibringt, indem man sie Griechisch und Latein lehrt; es sind edle und erhabene Dinge, es ist die Geschichte der Menschheit unter einfachen, grossen und anschaulichen Bildern. In einem Jahrhunderte, wie das unsrige, die Jugend von der Quelle des Antik-Schönen entfernen, würde nichts Anderes sein, als unsere moralische Erniedrigung beschleunigen; lassen wir die Jugend, wie in einer sturmlosen, friedlichen und gesunden Freistatt, die bestimmt ist, sie frisch und gesund zu erhalten.«

Hören wir also nicht auf die Stimme unserer Gegner und lassen wir, um mit Jean Paul's Worten zu schliessen, »unsere Jugend durch den stillen Tempel der grossen alten Zeiten und Menschen den Durchgang nehmen zum Jahrmarkt des Lebens, damit die jetzige Menschheit nicht ganz unergründlich tief versinke.«



[illegible] [illegible]

§ — Sophocles — [illegible]tra.

[illegible] — Electra.

Die beiden Elektren.

Es ist unsere Absicht, im Folgenden die von Ulrich von Wilamowitz-Möllendorf jüngsthin*) aufgestellte Hypothese über das Zeitverhältniss der sophokleischen und euripideischen Elektra einer eingehenden Untersuchung zu unterziehen.

Schwieriger, als man auf den ersten Blick glauben mag, ist diese Aufgabe. Denn wir befinden uns hier einer Hypothese gegenüber, die, um es gleich an dieser Stelle zu sagen, jedes positiven Untergrundes entbehrt und die wir fast geneigt wären, als einen blossen witzigen Einfall des Greifswalder Gelehrten zu betrachten. Es wird diesem Niemand reiches Wissen, gepaart mit Scharfsinn und Originalität, rundweg absprechen wollen. Aber das augenfällige Streben nach letzterer verstimmt, denn ein solches Streben ist der ernsten Wissenschaft unwürdig. Wilamowitz kümmert sich nicht — oder gibt sich wenigstens den Anschein, sich nicht viel um die gewonnenen Resultate der früheren und der mitlebenden Forscher zu kümmern. Auf den unbefangenen Leser macht darum die Lectüre vieler Schriften Wilamowitz' fast den Eindruck, als käme es jenem nicht zum Wenigsten darauf an, mit seinen nicht seltenen Parodoxis einen gewissen Effect in der literarischen Welt hervorzurufen.

Was soll es Anderes heissen — um sofort medias in res zu gehen — wenn Wilamowitz in der in Rede

*) Hermes XVIII. B. 1883. Heft 3. p. 214—263.

stehenden Abhandlung, die lange vorher schon von Gruppe*) und nach diesem von Kolster**) aufgestellte Hypothese, die sophokleische Elektra wäre nach und in Abhängigkeit von dem euripideischen Stücke gleichen Namens geschrieben worden, wieder aufnimmt, obwohl, so viel wir wissen, die ganze philologische Welt aus guten Gründen jener Hypothese den Rücken gekehrt hat.

Seiner genannten Vorgänger erwähnt Wilamowitz auch nicht mit einer Silbe, obwohl er doch in seiner Abhandlung, in der er Dinge des Weiten und Breiten auseinandersetzt, die gar nicht strenge zum Thema gehören, dafür Platz genug gefunden hätte. Wir können doch schwer glauben, dass Wilamowitz jene Schriften nicht gekannt habe; oder nannte er sie absichtlich nicht, um die Bewunderung der Philologen für seine geniale Idee allein in Anspruch nehmen zu können? Doch wir hätten ihm gerne diese kleinen kritischen Ungezogenheiten verziehen, wenn er uns nur sonst eine methodisch-wissenschaftliche Darstellung seiner Hypothese entgegengebracht hätte. Aber diese vermissen wir leider gänzlich, und darin liegt für den Kritiker die Schwierigkeit bei der Besprechung der Wilamowitz'schen Abhandlung. — Man kann einen grossen Theil von Wilamowitz' Arbeit gelesen haben, ohne auch nur zu ahnen, worauf die lose an einander gereihten Betrachtungen hinzielen mögen; erst gegen den Schluss hin sollen wir dies erfahren.

Wir gestehen es offen, dass wir lange im Zweifel waren, welchen Weg unsere Kritik nehmen sollte. Wilamowitz führt eben seine Argumente nicht in geschlossener Ordnung vor, sondern liebt, wenn wir so sagen dürfen,

---

*) Ariadne p. 453 f.

**) »Ueber das Zeitverhältniss der sophokleischen und euripideischen Elektra.« Meldorfer Progr. 1849; wieder abgedruckt in des Verfassers »Sophokl. Studien« p. 147 f.

den kritischen Guerillakrieg. Wir versuchten Anfangs, ihm auf Schritt und Tritt in die abgelegenen und gewundenen Gänge seines Beweisverfahrens zu folgen. Aber wir erschraken, als wir zu Ende waren, über das Chaos, in das wir an der Hand Wilamowitz' geriethen. Wir verliessen daher diesen Weg und betraten den methodischen.

*

Von der gewaltigen dramatischen Literatur Griechenlands ist uns nur ein kleiner Bruchtheil erhalten; von den vielen Tausenden von Tragödien, welche über die athenische Bühne des fünften und vierten Jahrhunderts v. Chr. gegangen waren, kennen wir vollständig nur etwas über dreissig. Unter solchen Umständen müssen wir es als ein ganz besonders günstiges Geschick bezeichnen, dass wir unter diesen spärlichen Ueberresten von jedem der drei grossen Tragiker je ein Drama erhalten haben, die dasselbe Thema behandeln; es ist uns so gegönnt, einen tieferen Blick in das künstlerische Verhältniss der drei grossen Dichter zu thun. Die vergleichende Darstellung der Choephoren des Aeschylos, der Elektra des Sophokles und der des Euripides — denn dies sind die drei hier gemeinten Dramen — bot sich auf diese Weise den Gelehrten wie von selbst zur Behandlung dar. Wir können jedoch für unseren Zweck die diesbezüglichen, zahlreichen Schriften, so von A. L. Jacob (Lycker Progr. 1837), F. Feldmann (Soph. Eur. El. comp. 1839), Lummerzheim (St. Wendel, Gymnpr. 1874), Ludw. Fischer (Feldkirchner Progr. 1875) etc. etc., hier übergehen, weil dieselben das chronologische Moment nicht besonders in Betracht ziehen.

Gruppe (a. a. O.) war, wie wir glauben, der Erste, welcher die Elektra des Euripides der des Sophokles zeitlich vorangehen liess. Er stützte sich nebst auf metrischen Gründen vorzüglich darauf, dass bei Euripides ebenso wie bei Aeschylos, Aegisthos vor Klytämnestra starb,

während bei Sophokles die diesbezügliche Reihenfolge eine umgekehrte sei.

Kolster (a. a. O.) findet diese Argumente für sehr erheblich, sieht sich aber in seiner Ueberzeugung, dass Euripides mit seinem Stücke der Vorgänger des Sophokles sei, noch durch die drei folgenden Argumente bestärkt:*)

1. Die historischen Anspielungen, welche die Elektra des Euripides enthält, fallen vor diejenigen in der sophokleischen Elektra.

2. Mehrere Stellen in der sophokleischen Elektra scheinen deutlich zu beweisen, dass der Dichter das Stück des Euripides vor sich hatte.

3. Euripides lässt das Stück des Sophokles unberücksichtigt, auch da, wo er sichtbar gegen Aeschylos polemisirt und wo Sophokles den gerügten Mangel glücklich beseitigt hat.

Diese skizzenhafte Darlegung der Beweismomente Gruppe's und Kolster's genüge, um zu zeigen, wo Wilamowitz' Hypothese, wenn derselbe es auch nicht offen bekennt, angesetzt hat. Lassen wir nun zunächst Wilamowitz selbst das Wort führen.

Nachdem er die Composition der beiden Elektren einer flüchtigen Betrachtung unterzogen hat, fährt er also fort:**) »Die Aehnlichkeit der Anlage des euripideischen Stückes mit der des sophokleischen springt in die Augen: Prolog des Orestes, Klagelied der Elektra, Auftreten des Chores ist beiden gemeinsam. Es ist ganz und gar ausgeschlossen, hier eine zufällige Uebereinstimmung anzunehmen. Wer aber dem Anderen Vorbild gewesen ist, darüber kann man nicht in Zweifel sein, sobald man bemerkt, dass, was bei Sophokles ganz äusserlich und

---

*) A. a. O. p. 152.

**) A. a. O. p. 221 f.

unmotivirt ist, bei Euripides in natürlichem und nothwendigem Zusammenhange steht. . . . . Folglich ist die Elektra des Sophokles mit Kenntniss der euripideischen gedichtet, oder vielmehr durch dieselbe veranlasst. Euripides' Elektra ist aus dem Jahre 413. Wenn Sophokles den Stoff, dessen Behandlung durch Aeschylos er schon als namhafter Dichter erlebt hatte, 40 Jahre unberührt liess, dann als Achtziger aufnahm und im bewussten oder unbewussten Anschlusse an Euripides bearbeitete, der doch auch die Oresteia gesehen hatte und auch so lange gewartet hatte, so kann das post hoc nur ein propter hoc sein. — Was aber Sophokles vermochte, in die Concurrenz mit Euripides einzutreten, ergibt sich, wenn wir uns klar machen, was Euripides in seiner Elektra hat geben wollen. (p. 214). . . . . Euripides wusste, was er that und weshalb er von Aeschylos abwich. Die religiöse Tiefe der Oresteia würde er ja doch niemals haben anstreben können, denn nur unter der trilogischen Behandlung und nur unter der Hand eines, wenn der Ausdruck erlaubt ist, theologischen Dichters, konnte der Mythos die universelle Bedeutung erhalten. (p. 225.) . . . . Euripides übte das Recht eines hellenischen Dichters, selbstthätig an dem Gesammtgute des Volkes fortzudichten, nicht so aus, dass er in den Geleisen der Sage fortwandelte, sondern er zwang dieselbe gewaltsam in Bahnen abweichender, oft entgegengesetzter Richtung, nach seinem subjectiven Belieben. Er musste es: denn mit der hellenischen Dichterpflicht, Lehrer des Volkes zu sein, war es ihm nicht minder ernst, als dem Aeschylos. Da er sich aber innerlich nicht mehr auf dem Standpunkte des Mythos befand, so gerieth er in Wahrheit in einen Conflict mit seinem Stoffe. Grossartig, titanisch war sein Versuch; aber die Sage ist eben kein todter »Stoff«, sondern sie ist eine lebendige, göttliche Macht. Mit ihr vermag der Einzelne Alles! gegen sie wird er auf die Dauer immer erliegen und wird auch die schönste Frucht

wurmstichig sein. — Schon an einem äusserlichen Merkmale musste Euripides die Unzulänglichkeit seiner Macht erkennen. Die Sage hat keine feste Gestalt im Einzelnen, und lässt dem dichtenden Individuum Spielraum genug; aber sie hat eine Continuität und sie hat feste Marksteine der Handlung, welche weder umzustürzen, noch zu umgehen sind. Mochte nun Euripides auch einen Act der Sage mit noch so grosser Freiheit umgestalten und dieser Umgestaltung durch eigene Dichterkraft volles Leben verleihen: Er musste nach vorn und nach hinten an die Sage Anschluss fassen. Das that er, je weiter die Kluft ward, die ihn innerlich von der Sage trennte, desto äusserlicher im Prolog und durch den Maschinengott, diese üble Erfindung seines Greisenalters (p. 226). . . . Auch bei der Dramatisirung der Elektra ging Euripides von dem tiefsten sittlichen Probleme aus; und wie weit die Ausführung ihn geführt haben mag, den Anstoss gab ihm seines Herzens Frömmigkeit. Ein Gott soll den Muttermord geboten haben? Das ist für Euripides eine Blasphemie. (p. 228.) . . . . Auf Orestes allein wird also das Verbrechen gewälzt. Diesen aber, der die Mutter nicht kannte, durfte er zum intellectuellen Urheber des Verbrechens nicht brauchen. Mit der Entscheidung dieser Frage war der Hebel da, mit dem Euripides den Mythos aus den Angeln hob. Euripides that einen kühnen Griff und wählte Elektra. . . . Euripides machte ein Individuum aus ihr, schnitt die ganze Fabel auf diesen Charakter zu und verwendete auf seine Durchbildung die ganze liebevolle Sorgfalt seiner selbstbewussten Ethopöie (p. 229.) . . . . Wir wissen nicht, wie die Athener die Elektra des Euripides aufnahmen. Aber Einer war da, der so empfand, wie wir: Das war Sophokles (p. 233). . . . Seine Elektra war bestimmt, gegen Euripides zu wirken. Die Weise, mit dem Mythos umzugehen, wie es Euripides gethan hatte, war in Sophokles' Auge nicht nur frivol und blasphemisch, es war die bare Negation seiner

eigensten Dichtungweise. Er trat als Gegner auf und wollte den Gegner mit eigenen Waffen schlagen.« (p. 235.)

Dies sind in Kürze die Argumentationen Wilamowitz', losgeschält von allem kritischen und unkritischen Beiwerk, das so reichlich in die Betrachtung mit einfloss. Besehen wir uns nun die einzelnen Argumente genau.

»Die Aehnlichkeit der Anlage der Elektra des Euripides und der des Sophokles springt in die Augen . . . . Was bei Sophokles ganz äusserlich und unmotivirt ist, steht bei Euripides im natürlichen und nothwendigen Zusammenhange.«

Da, wie wir sahen, Wilamowitz bei seiner Hypothese von diesen beiden Momenten hauptsächlich ausgeht, so möge es uns gestattet sein, um gleich die Grundlage jener zu erschüttern, die Composition der im Allgemeinen weniger gekannten euripideischen Elektra näher ins Auge zu fassen, um auf diese Weise die ferneren Betrachtungen leichter daran anknüpfen zu können.

*

Das Stück des Euripides beginnt damit, dass der Gatte der Elektra, ein armer Junker, auftritt und in schmuckloser Rede die Geschichte erzählt, wie Agamemnon von Klytämnestra und Aegisthos ermordet wurde, letzterer von dem Weibe und dem Throne Agamemnon's Besitz ergriffen habe, wie ferner Orestes zu Strophios nach Phokis gebracht wurde, während Elektra im Hause des Vaters geblieben sei. So viele Jünglinge auch aus den vornehmsten Familien des Landes um Elektra's Hand anhielten — erzählt naiv der Gatte weiter — alle wurden sie von Aegisthos aus Furcht, es könnte ihm durch eine solche Ehe ein gefährlicher Rächer erstehen, abgewiesen. Damit jedoch Elektra nicht heimlich einem edlen Argiver einen Sprössling gebäre, wollte Aegisthos seine Stieftochter tödten, wurde aber von Klytämnestra von dieser ruch-

losen That zurückgehalten. Darauf, erzählt der Landjunker weiter, wurde die argivische Königstochter mit ihm, dem armen Landedelmanne, vermählt. — Geradezu grotesk ist es, wenn nun der Gatte der Elektra dem Zuschauer die delicatesten Dinge aus dem Eheleben ganz ungenirt auseinandersetzt; wie er aus Ehrfurcht vor dem alten Königshause und theilweise aus Furcht vor Orestes von seinem Rechte als Gatte keinen Gebrauch mache und dass die Ehe nur eine Scheinehe sei. Doch bald beginnt dem wackeren Landjunker vor seiner eigenen Einfalt zu grauen und er schliesst mit den köstlichen Worten (v. 50 f.):

ὅστις δὲ μ' εἶναί φησι μῶρον εἰ λαβὼν
νέαν εἰς οἴκους πάρθενον μὴ θιγγάνω
γνώμης πονηροῖς κανόσιν ἀναμετρούμενον
τὸ σῶφρον ἴστω χαὐτὸς ἂν τοιοῦτος ὤν.

Nun erscheint Elektra, die wir uns als ein armes, durch Kummer und Entbehrungen abgemagertes Bauernweib (v. 239 f.), in alten zerrissenen Gewändern (v. 303 f.) und mit dem Wasserkruge auf dem Haupte (v. 55) denken müssen. Sie klagt, dass sie und Orestes vor ihren Stiefgeschwistern zurückweichen mussten (v. 62. 63), fügt aber alsbald boshaft hinzu (v. 57 f.):

οὐ δή τι χρείας εἰς τοσόνδ' ἀφιγμένη
ἀλλ' ὡς ὕβριν δείξωμεν Αἰγίσθου θεοῖς
γόους τ' ἀφίημ' αἰθέρ' εἰς μέγαν πατρί.

Also mehr, um den Aegisth bei den Göttern anzuklagen, als um das natürliche Herzensbedürfniss zu befriedigen, stösst sie ihre Jammerrufe aus. — Elektra geht zum nahen Brunnen (v. 77), der Gatte auf die Aecker hinaus.

Jetzt treten Orestes uud Pylades auf die Bühne. Orestes erzählt, er komme vom delphischen Orakel, das ihm die Rache für Agamemnon aufgetragen habe; er sei bereits in der Nacht am Grabe des Agamemnon gewesen, um das Todtenopfer darzubringen, und er wolle nun abwarten, ob er nicht irgend einen Ackersmann oder ein

Bauernweib erblicke, die ihm über das Schicksal seiner Schwester Aufschluss geben könnten. Da kommt gerade Elektra mit dem Kruge auf dem Haupte vom Brunnen her; Orestes und Pylades ziehen sich zurück und lauschen den Worten des Weibes.

Orestes wollte doch Auskunft über seine Schwester. Warum sprach er nicht alsbald Elektra an? Er konnte doch nicht ahnen, dass diese es selbst sei, die ihm, ohne zu wollen, die erwünschte Auskunft ertheilen werde! Der Zuschauer kennt ferner Elektra bereits vom Prologe her sehr genau; ja er weiss mehr, als was er zu wissen brauchte. Nichts destoweniger stellt sie sich noch einmal des Weiten und Breiten vor (v. 115 f.):

ἐγενόμαν Ἀγαμέμνονος κούρα καί μ' ἔτεκε Κλυταιμνήστρα στυγνὰ Τυνδάρεω κόρα κικλήσκουσι δέ μ' ἀθλίαν Ἠλέκτραν πολιῆται.

Die Schalheit dieser Worte liegt auf der Hand. Es scheint, als ob Euripides den Orestes nicht lange habe wollen warten lassen: Dieser sollte bald Alles aus der authentischsten Quelle erfahren. Und so beginnt denn Elektra noch einmal ihre Klage. Aber es ist dessen noch immer nicht genug: Sie lässt sich durch eine Dienerin den Krug vom Haupte heben, um in gehöriger Position dem Vater ein Klagelied zu singen (v. 140 f.). Nachdem sie ihr Lied zu Ende gesungen, kommt der Chor, aus argivischen Jungfrauen bestehend, und ladet Elektra, das verheiratete Weib, zum Jungfrauenchore beim Herafeste ein. Elektra dankt höflich für die Einladung, die Ablehnung durch den Mangel an entsprechender Toilette motivirend (v. 184 f.). Die Jungfrauen erbieten sich, ihr welche zu leihen (v. 191 f.), doch Elektra verharrt bei ihrer Weigerung; die Jungfrauen verlieren kein Wort mehr über ihren Vorschlag. — Mit einem Male erblickt Elektra den Orestes und Pylades im Hintergrunde der Bühne; sie schrickt zusammen, indem sie die Jünglinge für Räuber hält; sie will ins Haus flüchten. (v. 218.)

Ja, hatten denn die Jünglinge, zwei im Palaste aufgewachsene Königssöhne, ein solch' wildes Aussehen? Sie trugen gewiss nichts weiter als die gewöhnlichen Reisegewänder . . . .

Orestes geht auf Elektra zu, um sie zu beschwichtigen; aber sie ruft Apollo an, fällt dem Jüngling zu Füssen und bittet um ihr Leben. Orestes versichert sie, dass er lieber jeden Andern tödten möchte, als sie; Elektra aber, dieses Compliment böse erwidernd, stösst die angebotene Hand des Orestes zurück. (v. 221.) Nachdem sich Letzterer als den Boten des Bruders ausgegeben, entspinnt sich ein kurzer, aber lebhafter Dialog zwischen den beiden Geschwistern. (v. 220—295.) Elektra erzählt dem vermeintlichen Boten, wie schlecht es ihr ginge, sie ist aber auch so frivol — denn das überschreitet wohl selbst die Grenze der antiken Naivetät in diesen Dingen — dem Fremden das delicate Eheverhältniss zu ihrem Gatten des Weiten und Breiten auseinanderzusetzen (v. 253 f.), als ob wir dasselbe nicht kurz vorher von ihrem Gatten gehört hätten. Orestes, als Fremder, hätte gewiss keine diesbezügliche Frage an Elektra gerichtet; aber diese schien um jeden Preis die pikante Angelegenheit aufs Tapet bringen zu wollen; sie entlockt ihm listig die Frage. (v. 254.) Auch die Beweggründe der *εὐσέβεια* des Gatten Elektra's hören wir noch einmal.

Orestes kam eben vom Grabe des Agamemnon (v. 90 f.), aber trotzdem frägt er (v. 287):

ὁ κατθανὼν δὲ σὸς πατὴρ τύμβου κυρεῖ;

Die Frage war nicht unbedingt geboten; er frägt also nur, um zu fragen.

Und nun gibt Elektra auf das vereinte Bitten des Orestes (v. 292) und des Chores (v. 297) noch einmal eine zusammenhängende Darstellung ihrer Lage. (v. 304 f.)

Indessen kommt der Gatte der Elektra vom Felde heim. Trotz seines eigenthümlichen ehelichen Verhält-

nisses zu Elektra wird er plötzlich eifersüchtig; er wirft ihr vor, dass sie mit jungen Leuten da allein stehe. (v. 343—44.) — Unter leeren Phrasen (v. 367—400) geht Orest mit Pylades in die Hütte. Zur Strafe dafür, dass der Gatte die Fremdlinge einlud, ohne vorher bedacht zu haben, dass sie diesen mit nichts aufzuwarten hätten, muss er auf Befehl Elektra's zu dem alten Pädagogen gehen, damit dieser ihnen mit Speise und Trank aus der Verlegenheit helfe. — Nachdem der Gatte die Bühne verlassen, singt der Chor (v. 432—486) ein zur Handlung unseres Stückes gar nicht in Beziehung stehendes Chorlied. Gleich darauf tritt der alte Pädagoge auf, der einst den Orestes zum Strophios gebracht hatte, beladen mit einem jungen Lamme, mit Wein und Käse. (v. 495—496.) Er bittet Elektra, die indessen aus der Hütte gekommen war, das Mitgebrachte den Gästen hineinzutragen; er selbst wolle jetzt ein wenig weinen (v. 501—502):

ἐγὼ δὲ τρύχει τῷ δ' ἐμῶν πέπλων κόρας
δακρύοισι τέγξας ἐξομόρξασθαῖ θέλω.

Auf die Frage der Elektra nach der Ursache seiner Thränen erwidert der Pädagoge, er komme eben vom Grabe des Agamemnon, wo er von dem mitgebrachten Weine zu Ehren des todten Königs ein Trankopfer dargebracht habe.

Was hatte aber der Pädagoge gerade jetzt, wo er doch eilen sollte, um den Auftrag der Elektra rechtzeitig auszuführen, auf dem Grabe zu thun? . . . .

Auf diesem fand er also, so erzählt der Pädagoge weiter, frisch vergossenes Blut eines geschlachteten Schafes und eine blonde Haarlocke liegen.

Und nun wird uns die berühmte Erkennungsscene, die bei Aeschylos und noch mehr bei Sophokles durch ihre kunstvolle Anlage uns so mächtig fesselt, wie eine langweilige,

hochpeinliche gerichtliche Agnoscirungsscene vorgeführt (v. 520 f.). Nach langem, einfältigem Hin- und Herreden erkennt endlich Elektra ihren Bruder (v. 577 f.); aber sie hat für ihn nur die frostigen Worte: *ὦ χρόνῳ φανείς ἔχω σ' ἀέλπτως*, und Orestes erwidert ebenso frostig: *οὐδ' ἐγὼ γὰρ ἤλπισα.* — Die beiden Geschwister haben sich eben weiter nichts zu sagen; sie wissen schon Alles. Es wird nun gemeinsam der Mordplan festgesetzt: Elektra will Klytämnestra durch Erheuchelung einer Entbindung herbeilocken (v. 651, 652); Aegisthos soll beim Nymphenopfer, das er zufällig in der Nähe vollzieht (v. 625), hingerichtet werden. — Orestes, Elektra, der Pädagog und Pylades treten ab; indessen ergeht sich der Chor in mythologischen Betrachtungen. Durch ein Geschrei aufgeschreckt, erscheint (v. 750) Elektra auf der Bühne; bald darauf kommt (v. 761) ein Bote, der das glückliche Gelingen des Mordplanes gegen Aegisthos meldet (v. 774—858). Elektra und der Chor geben ihrer Freude über den Tod des Aegisthos unumwundenen Ausdruck (v. 860—880). Elektra bekränzt die indessen erschienenen Jünglinge Orestes und Pylades, wie nach einer siegreichen Schlacht. Orestes überlässt den Leichnam des Aegisthos der Elektra, damit sie mit demselben nach ihrem Belieben verfahre. (v. 895 f.) Diese hält nun dem Todten eine lange Standrede (v. 907—956), in welcher sie diesem erbarmungslos sein langes Sündenregister vorliest. — Orestes trägt nach beendeter Ansprache den Leichnam fort, damit die eben erwartete Klytämnestra desselben nicht gewahr werde. Nun erscheint die Königin mit grossem Gefolge zu Wagen; Elektra bricht den Anlass zum Streite vom Zaune. Mutter und Tochter beginnen einen heftigen Wortwechsel. (v. 1010—1123.) Erst am Ende desselben kommt die Königin auf die eigentliche Ursache ihres Erscheinens zu sprechen. (v. 1123.) Klytämnestra geht in die Hütte ab, um das aus Anlass einer Entbindung übliche Opfer

darzubringen; Elektra ruft der Mutter die schauerlichen Worte nach (v. 1144 f.):

νυμφεύσει δὲ κἂν Ἅιδου δόμοις
ὧπερ ξυνηῦδες ἐν φάει τὸσήνδ' ἐγὼ
δώσω χάριν σοι, σὺ δὲ δίκην ἐμοὶ πατρός.

Bald hören wir Klytämnestra den letzten Seufzer ausstossen (v. 1167): Die Mutter ward von ihren eigenen Kindern ermordet.

Die Leichname des Aegisth und der Klytämnestra werden nun auf die Bühne gebracht (v. 1177. 1227). Orestes gesteht, dass er nur mit grösstem Widerwillen die That vollbracht habe (v. 1197); Elektra aber rühmt sich, den Bruder zum Muttermorde angespornt zu haben (v. 1224 f.). Die Leichname werden verhüllt.

Plötzlich sieht der Chor (v. 1233) Castor und Pollux aus der Luft daherschweben. Letztere stellen sich selbst vor (v. 1239. 1240); sie billigen die Ermordung ihrer Schwester Klytämnestra (v. 1243. 1244). Wie gute Hausfreunde wollen sie nun Ordnung schaffen: Pylades sollte Elektra heiraten (v. 1249); war vielleicht die Scheinehe schon in Beziehung auf diese Lösung berechnet? — Orestes sollte Argos verlassen und zur Sühne nach Athen gehen (v. 1250 f.); des Aegisthos Leichnam aber sollten die Argiver begraben; Klytämnestra werde von ihrer Schwester Helena, die mit Menelaos eben aus Aegypten heimkehre, bestattet werden. Der Abschied, den Orest und Elektra von einander nehmen, ist ebenso frostig, als die Begrüssung war (v. 1321 f.); dem so inniggeliebten treuen Freunde Pylades hat Orestes nichts anderes zu sagen, als dass er nicht vergessen möge, Elektra als Gattin heimzuführen. (v. 1340. 1341.) Die Dioskuren empfehlen sich rasch, denn sie haben geschäftliche Verpflichtungen: Sie müssen ins sicilische Meer eilen, um der athenischen Flotte zu helfen.

Damit schliesst das Stück des Euripides.

*

Stellen wir nun das sophokleische und euripideische Stück nebeneinander, so sieht Jedermann auf den ersten Blick den ungeheueren Unterschied in der Anlage dieser beiden Dramen.

Euripides hat nur den Kern der Sage beibehalten; alles Andere ist lediglich Erfindung des Dichters. Die meisten Personen sind blosse Zerrbilder der durch den Mythos überlieferten Figuren: Elektra ist bei Euripides nicht mehr die heroische Königstochter, die stolz ihr Geschmeide hingibt und die nur in dem Gedanken lebt, Rache an den Mördern ihres Vaters zu nehmen; sie erscheint vielmehr bei unserem Dichter, wie wir sahen, als ein boshaftes, zänkisches Bauernweib, das fast mehr deshalb zu jammern scheint, weil es ihr an gebührender Wohnung und Kleidung gebricht, als weil ihr Vater ermordet wurde. Ihr ganzes Benehmen ist gemein und ekelt uns an; wir sind gezwungen, ihr gegenüber sogar mit der verruchten Mörderin des Agamemnon, mit Klytämnestra, Sympathie zu fühlen, da jene wenigstens der Mutterpflichten nicht vergisst und der vermeintlich kranken Tochter einen Besuch abstattet. — Orestes ferner ist bei Euripides nicht die jugendliche Heldenfigur, wie sie uns bei Aeschylos und Sophokles so sympathisch erscheint, sondern er ist ein knabenhaftes, furchtsames Wesen, der vom Pädagogen Rath und Hilfe bedarf.

Wir sehen somit, was es auf sich hat, wenn Wilamowitz sagt: »Die Aehnlichkeit der Anlage der beiden Stücke springt in die Augen.« Es gewinnt uns aber geradezu ein Lächeln ab, wenn Wilamowitz seine allgemein ausgesprochene Behauptung folgendermassen specificirt: »Prolog des Orestes, Klagelied der Elektra, Auftreten des Chores ist beiden gemeinsam.«

»Das Auftreten des Chores ist beiden gemeinsam.« Was soll damit gemeint sein? Natürlich tritt auch bei Euripides, so unbequem derselbe ihm auch sein mochte,

der Chor ebenso wie bei Sophokles auf. »Klagelied der Elektra ist beiden gemeinsam.« Elektra wäre ja nicht mehr Elektra, wenn man ihr diesen Zug benehmen wollte. »Prolog des Orestes ist beiden gemeinsam.« Auch das ist, so gesagt, verkehrt. Der euripideische Prolog (v. 1—111) zerfällt in zwei Theile (v. 1—81 und v. 82—111). Der erste, weitaus grössere Theil wird von dem Zwiegespräche der beiden Gatten ausgefüllt; von dieser Scene ist bei Sophokles keine Spur. Erst dann (v. 82—111) tritt Orestes auf und hält eine kuze Ansprache an Pylades.

»Wer aber dem Andern Vorbild gewesen ist, darüber kann man nicht in Zweifel sein, sobald man bemerkt, dass, was bei Sophokles äusserlich und unmotivirt ist, bei Euripides in natürlichem und nothwendigem Zusammenhange steht.«

Wir haben bereits bei der Darstellung der Composition des euripideischen Stückes Gelegenheit gehabt, an einzelnen Stellen anzudeuten, wie »natürlich und zusammenhängend« so viele Scenen des Euripides sind. Doch hören wir Wilamowitz selbst.

»Der euripideische Chor motivirt sein Auftreten« meint Wilamowitz lakonisch. — Wodurch denn?

Die argivischen Jungfrauen luden, wie wir sahen, Elektra zum Herafeste ein. Aber in welchem Zusammenhange steht eine solche Einladung zum Vorhergehenden oder zur weiteren Entwicklung des Drama? Auch nicht im geringsten. Der Einladung scheint fast nur das simple Motiv zu Grunde gelegen zu sein, Elektren in eclatanter Weise in Erinnerung zu bringen, dass sie schlechte Kleider besitze, die es ihr verböten, der Einladung Folge zu leisten. Elektra schlug diese Einladung aus, wie wir sahen, und es geschieht derselben nur noch einmal (v. 310, 311) flüchtige Erwähnung. Der Chor hatte also seine Aufgabe erfüllt; wozu blieb er noch auf der Bühne?

»Sein (sc. des Euripides) Orest hatte im Prologe etwas auf der Bühne zu suchen«, meint Wilamowitz mit einem schiefen Seitenblick auf Sophokles; »er muss die Elektra für eine Sclavin halten und sich erst über die Verhältnisse orientiren.« Wir sahen, welche Ungereimtheiten jenes Versteckthalten des Orestes hervorrief.

Wie es sich aber mit den Vorwürfen Wilamowitz' verhalte, die den Mangel an genügender Motivirung in dem sophokleischen Stücke darthun sollen, mögen folgende wenige Stichproben beweisen:

... (p. 214). »Orest und der Pädagoge besprechen ihren Plan, den sie beide schon wissen; die Urne, deren sie dazu bedürfen, haben sie irgendwo in einen Busch gestellt, man sieht nicht recht, wesshalb.«

W. nahm sich wohl nicht die Mühe, den Dichter genau zu lesen und dessen Worten nachzudenken, denn sonst hätte er gewiss obige Behauptung nicht aufgestellt.

Es ist nämlich durchaus nicht richtig, dass »Orest und der Pädagog den Plan besprechen, den sie beide schon wissen«. Der Pädagog fordert vielmehr Orestes und Pylades auf, dass diese über das zu Geschehende zu Rathe gingen v. 15, 16).*) Der Pädagog kannte nicht einmal das Orakel des Apollo, denn sonst hätte Orestes ihm dasselbe nicht mittheilen müssen (v. 32 f). Ferner unterwies Orestes den Pädagogen erst jetzt in der Rolle, die dieser zu spielen hatte (v. 39—50); eine solche eingehende Auseinandersetzung wäre nicht nöthig gewesen, wenn sie »beide«, also auch der Pädagog, den Plan schon gewusst hätten. Nicht besser steht es mit der zweiten Behauptung Wilamowitz', dass man »nicht recht wisse, weshalb sie den Aschenkrug in den Busch gestellt haben«. — Liegt

*) *νῦν οὖν, 'Ορέστα καὶ σὺ φίλτατε ξένων*
Πυλάδη, τί χρὴ δρᾶν ἐν τάχει βουλευτέον.

doch die Erklärung dieser Massregel auf der flachen Hand!

Orestes hat unzweifelhaft, schon bevor er nach Mykene ging, den Plan, der jetzt zur Ausführung kommen sollte, entweder allein, oder in Gemeinschaft mit Pylades festgestellt; darum nahm er gleich den Aschenkrug mit sich. Dass er jedoch diesen nicht sofort beim ersten Gange in den Palast mitgebracht hatte, geschah wohl einfach deshalb, weil er dort seiner noch nicht bedurfte. Es war früher Morgen (v. 17 f), wo er doch unmöglich auf Zutritt zur Königin und zu Aegisthos hoffen durfte. »Die Wanderung zum Schlosse« war offenbar — wenn auch Wilamowitz anderer Meinung ist — dazu unternommen, um eine Vorstellung von der Lage der Oertlichkeit zu gewinnen. Ueberdies hätte ihnen die Aschenurne auch sonst in ihren Bewegungen hinderlich sein können; und darum liess sie Orestes irgendwo in einem Gebüsche, das am Wege zum Grabe des Agamemnon gelegen sein mochte, mit dem übrigen Reisegepäcke zurück.

Gehen wir weiter: . . »Als im Schlosse ein Klageruf laut wird, meint der Pädagoge, ohne dass man den Grund einsieht, eine Sclavin hätte gerufen. Orestes vermuthet, es sei seine Schwester; gleichwohl gehen sie schleunigst ab, um am Grabe des Agamemnon zu opfern.« (p. 214.)

Befremdete es vielleicht Wilamowitz, dass Sophokles an unserer Stelle von dem gewöhnlichen Gebrauche, die neu auftretende Person ganz unvermittelt durch ein blosses *ἀλλ' ἐισορῶ γάρ* und ähnliche Redewendungen einzuführen, abwich und in echt künstlerischer Weise die lebhafteste Sympathie der Zuschauer für seine Heldin bereits vor deren Erscheinen zu erwecken verstand?

Durch diese wenigen Laute *ἰώ μοί μοι δύστηνος* (v. 77) hat uns der Dichter mit einem grossen Zuge die ganze Seelenstimmung der unglücklichen Königstochter — denn

dass es keine andere sei, ahnte wohl der Zuschauer sofort — enthüllt; es ist der möglich grösste Effect, den der Dichter hier mit so geringen Mitteln erreichen konnte. Die drei Männer: Orestes, Pylades und der Pädagog, haben sich soeben angeschickt, die Bühne zu verlassen; da ertönt von ferne her jener Klageruf. Der Pädagog, der wohl geahnt haben mochte, dass die Rufende Niemand als Elektra sei, der jedoch ein Zusammentreffen der beiden Geschwister im gegenwärtigen Momente um jeden Preis verhindern musste, unterdrückte seine Vermuthung und sprach ganz gleichgiltig: »Ich glaube den Ruf einer Sclavin vernommen zu haben; sputet Euch, man ist, wie Ihr sehet, bereits wach im Palaste.« So erklärten, wie der Scholiast sagt, schon mehrere Interpreten der alten Zeit unsere Stelle: *τινὲς δὲ ἀποστῆσαι βουλόμενος τὸν Ὀρέστην προσπόλων τινὸς φησιν.*

Hätte Wilamowitz sich die Mühe genommen, bevor er seinen Zweifel aussprach, jenes Scholion zur Hand zu nehmen, er würde wohl »den Grund eingesehen haben, weshalb der Pädagog meinte, eine Sclavin habe gerufen.«

»Gleichwohl,« sagt Wilamowitz »gehen sie ab, um am Grabe des Agamemnon zu opfern.«

Es soll mit diesen Worten gegen Sophokles der Vorwurf wegen mangelhafter Motivirung erhoben werden. Sehen wir zu, ob dieser Vorwurf begründet sei. Bange frägt Orestes, der sich in seinen Gedanken stets mit seiner unglücklichen Schwester beschäftigt hatte: *ἆρ' ἐστὶν ἡ δύστηνος Ἠλέκτρα;* (v. 80) und von Bruderliebe fortgerissen, vergisst er an alles Uebrige, denn er möchte je eher je lieber der Schwester in die Arme fallen. *Θέλεις μείνωμεν αὐτοῦ κἀπακούσωμεν γόων;* frägt er bittend den Pädagogen. Aber dieser, von keiner Leidenschaft beherrscht, gedenkt des Amtes, das ihm Orestes, das Kommende gleichsam ahnend, selber aufgetragen hatte (v. 31); er muss daher

dem geliebten Jünglinge, wie wehe es ihm auch ums Herz sein mochte, die Bitte rundweg abschlagen.

Unsere Scene, so kurz sie ist, gehört zu den schönsten des Sophokles. Diese stumme Verherrlichung der Geschwisterliebe musste jeden fühlenden Zuschauer tief ergreifen und lässt auch den heutigen Leser nicht kalt.

Aber dem Allen weiss Wilamowitz nur seinen frostigen Einwurf entgegenzusetzen!

Und als ob Wilamowitz das Ungereimte seiner eben gemachten Bemerkungen alsbald selbst eingesehen hätte, fährt er, gleichsam sich selbst corrigirend, also fort: »In Wahrheit ist natürlich der Zweck des Prologes ein lediglich theatralischer. Der Zuschauer soll erfahren, was sich die Beiden ohne Noth erzählen; diesem Bedürfniss genügt der Prolog ebenso gut und so schlecht, wie die geringeren euripideischen. Auch Sophokles hat sich darauf verlassen, dass das Publicum sich bei der herkömmlichen Theaterpraxis beruhigen würde, und die innere Motivirung für überflüssig gehalten.« (p. 214.)

Was sollen zunächst die folgenden Worte bedeuten: »Der Zuschauer soll erfahren, was die Beiden sich ohne Noth erzählen?« Wir gestehen, einfach nicht zu begreifen, was Wilamowitz mit denselben hat sagen wollen. — Wenn aber Wilamowitz unseren Prolog mit dem euripideischen auf eine Linie stellt, so ist er gar sehr im Irrthum.

Ist denn unser Prolog wirklich ein nur so hingeworfenes, loses Machwerk, als welches Wilamowitz denselben hinstellt? Durchblicken wir nicht vielmehr in demselben den ganzen Compositionsplan des Dramas? Unser Prolog hängt organisch mit den folgenden Scenen zusammen. So weisen v. 40 f. deutlich auf die spätere Scene zwischen dem Pädagogen und Klytämnestra hin; die glänzende Rhesis des Ersteren (v. 680 f.) wird dem Zuhörer bereits v. 49, 50*)

*) *ἄθλοισι Πυθικοῖσιν ἐκ τροχηλάτων*
δίφρων κυλισθείς· ὧδ' ὁ μῦθος ἑστάτω.

angekündigt. Der Prolog ist also mit nichten, wie so viele euripideische Prologe, ein versificirtes Theaterprogramm.

»Auch Sophokles hat sich darauf verlassen, dass das Publicum sich bei der herkömmlichen Theaterpraxis beruhigen würde, und die innere Motivirung für überflüssig gehalten.« Solche niedrige Motive dem künstlerischen Schaffen eines Sophokles unterzulegen, überschreitet gewiss schon die Grenzen des Erlaubten. So kann man wohl von einem geist- und marklosen Theaterdichterling sprechen, der jährlich ein Dutzend Dramen für die Bühne liefert, aber nicht von einem Sophokles, der weder ein griechischer Alexander Dumas, noch ein griechischer Kotzebue war.

Wie den Prolog, so findet Wilamowitz auch das Auftreten des Chors nicht motivirt.

»Mit einem Male fängt dieser an zu singen, und dadurch merkt man, dass er gekommen ist« (p. 215).

Diese Worte sollen wohl einen Spott gegen die Schöpfung des Dichters enthalten; aber nie war vielleicht ein Spott ungerechtfertigter als dieser. Sehen wir zu, wie die Dinge liegen.

Der Chor hört von ferne die Wehklagen der Elektra, welche soeben vor die Thüre des Palastes auf die Strasse hinausgetreten war. Von Mitleid ergriffen eilen die Frauen herbei, um Elektra zu trösten. Dies war das ausgesprochene Motiv ihres Kommens (v. 130). Die letzten Worte des Threnos der Elektra waren: *μούνη γὰρ ἄγειν οὐκέτι σωκῶ λύπης ἀντίρροπον ἄχθος.* *) d. h.: »Ich bin nicht länger im Stande, die Last meines Unglückes allein zu tragen; ich werde von ihrem Drucke überwältigt.« Da erscheint nun zur rechten Zeit der Chor, um Elektra ihr Unglück tragen zu helfen; denn durch die entschiedene Verurtheilung der Ermordung des Agamemnon (v. 123 f.) präsentiren sich die Frauen deutlich als Freundinnen der Elektra, als Feindinnen der

---

*) v. 117 f.

Klytämnestra und des Aegisthos. Sie wollen Elektra sagen: »Fasse Muth; du stehst nicht allein; du kannst bei der Rächung deines Vaters auf unsere Unterstützung rechnen«. Der Chor spielt seine Rolle als Trösterin durch das ganze Stück fort (vgl. v. 137 f., 153 f., 173 f.).

Wir wissen also nicht nur, weshalb der Chor »zu singen anfing«, sondern auch, weshalb er auf der Bühne blieb.

Wenn aber Wilamowitz ferner meint, »Elektra nehme den Zuspruch des Chors als selbstverständlich hin, ohne Gruss und ohne Frage« (p. 215), so hat Wilamowitz einfach die Stelle nicht angesehen. Denn begrüsst Elektra die Frauen nicht ausdrücklich mit den freundlichen Worten: *ὦ γενέθλα γενναίων ἥκετ' ἐμῶν καμάτων παραμύθιον οἶδά τε καὶ ξυνίημι τάδ', οὔ τι με φυγγάνει* etc.? *) Was Anderes sollen diese Worte bedeuten als: »Habt Dank, Ihr edlen Frauen, für den Trost, den Ihr mir bringen wollt. Ich kenne Euer Wohlwollen für mich und nie werde ich Euere Freundschaft vergessen«.

»Ohne Frage«, meint Wilamowitz. Soll denn Elektra die Frauen, nachdem diese selbst das Motiv ihres Kommens so deutlich kundgethan haben, trocken fragen: »Was wollt Ihr von mir? Was ist Euer Begehr?«

»Und doch« so fährt Wilamowitz in seiner Hyperkritik fort, »können die Mädchen nur ausnahmsweise mit Elektra verkehrt haben, denn dass sie vor die Thür hat gehen können, ist ja ein besonders motivirter Fall; und doch haben sie auf diesen glücklichen Umstand nicht rechnen können, denn wir hören erst von Elektra, dass Aigisthos verreist sei.« (p. 215.)

Wilamowitz will mit diesen Worten offenbar den Sophokles eines Widerspruches zeihen, indem er den Chor erst lange Zeit nach seinem Erscheinen den Umstand erfahren lasse, der ihm überhaupt das Kommen ermöglicht habe. Wilamowitz hat wieder einmal ins Blaue getroffen.

---

*) v. 129 f.

Wenn die Frauen Elektra fragen:*) »Ist Aegisth zu Hause?«, so ist diese Frage aus dem Vorhergehenden sehr leicht zu erklären: Elektra ergeht sich in masslosen Verwünschungen gegen Klytämnestra und ihren Buhlen Aegisthos (v. 255 f.), dessen Namen selbst zu nennen sie sich nicht scheut (v. 267). Der Chor fürchtet nun, dass Elektra, wenn Aegisthos sie ertappte, schwer für ihre Masslosigkeit büssen könnte, und darum frägt er besorgt, ob Aegisthos in der Nähe sei, um im bejahenden Falle Elektra vor der ihr drohenden Gefahr zu warnen. Andererseits aber wagte es der Chor nicht, sich früher in ein weiteres Gespräch mit Elektra einzulassen, bis er sich nicht von der Abwesenheit des Aegisthos überzeugt hatte. Das sagt er ja selbst (v. 314, 315).**) Aber Wilamowitz hat noch Anderes an dem Chore des Sophokles auszusetzen. »Chrysothemis und Klytämnestra ignoriren nachher einfach die Anwesenheit des Chors oder betrachten ihn als selbstverständlich.« (p. 215.)

Wie steht es aber damit wirklich?

Chrysothemis, die von Klytämnestra gesandt, sich eben zum Grabe des Agamemnon begeben will, tritt (V. 328) auf die Bühne, erschreckt, wie früher der Chor, durch die Klagerufe der Elektra. Ihre ersten Worte sind eine bestürzte Frage an die Schwester: *τίν᾽ αὖ σὺ τήνδε πρὸς θυρῶνος ἐξόδοις ἐλθοῦσα φωνεῖς;* Und ist es nicht ganz natürlich, dass Chrysothemis in ihrer Aufregung sich in erster Linie an Elektra wendet, um deren willen sie doch erschienen ist, und dass sie dabei vergisst, den Frauen des Chors die conventionellen Grüsse darzubringen? Wird es vielleicht einem modernen Dichter in den Sinn kommen, eine Prinzessin, die in Aufregung zu ihrer Schwester eilt, den Damen des Gefolges, die ihr doch im Range

*) v. 310 f.

**) *ἦ κἂν ἐγὼ θαρσοῦσα μᾶλλον ἐς λόγους*
τοὺς σοὺς ἱκοίμην, εἴπερ ὧδε ταῦτ᾽ ἔχει;

weit nachstehen, ihre Aufwartung machen zu lassen? Die Frauen des Chores haben sich eben, wie es ihrer Stellung geziemte, beim Erscheinen der Chrysothemis bescheiden zurückgezogen, um den beiden Königstöchtern das Terrain zu überlassen. Erst als Elektra so weit ging, ihre Schwester Chrysothemis des Verrathes zu zeihen (v. 367. 368),*) hält der Chor nicht länger an sich und ermahnt Elektra, sich zu mässigen. (v. 369 f.) Jetzt erst wird Chrysothemis des Chors ansichtig, und sogleich wendet sie sich mit freundlichen Worten an denselben: *ἐγὼ μὲν, ὦ γυναῖκες, ἠθάς εἰμί πως* ... (v. 372).

Ein ähnliches Verhältniss besteht bei dem Auftreten der Klytämnestra (v. 515 f.).

Sollte vielleicht die Königin die Freundinnen Elektra's, also ihre Feindinnen, ehrerbietig begrüssen? Auch hier zog sich der Chor zurück und mischte sich erst in das Gespräch, als Elektra das Mass des Gebührlichen zu überschreiten schien. (v. 610). Der Chor hatte hier eine peinliche Stellung zwischen der befreundeten Tochter und der zu fürchtenden Königin. Aber diese erwidert dennoch, wenn auch schroff, auf die Worte des Chors. (v. 613 f.).

Chrysothemis und Klytämnestra ignoriren also den Chor keineswegs, wie Wilamowitz meint.

Wenn Wilamowitz ferner glaubt: »Zum Theil hat sich der Dichter selbst erst die Schwierigkeit geschaffen; wenn er z. B. dem Aeschylos darin gefolgt wäre, Dienerinnen des Hauses statt der Gespielinnen zu wählen, so würden sich die meisten Anstösse von selbst erledigt haben (p. 215 f.),« so müssen wir zunächst die Bezeichnung des Chors in dem Personalverzeichniss als *χορὸς ἐξ ἐπιχωρίων παρθένων* bezweifeln. Denn das ganze Stück ergibt auch nicht e i n Moment, das den Chor als Jungfrauen charakterisirte. Seine Stellungnahme zu den einzelnen Personen, seine beruhigenden

*) *τῆς μητρός. οὕτω γὰρ φανεῖ πλείστοις κακὴ,*
θανόντα πατέρα καὶ φίλους προδοῦσα σούς.

Tröstungen lassen eher auf bejahrtere Frauen aus den vornehmeren Geschlechtern des Landes schliessen, die mit dem alten Königshause befreundet waren. Uebrigens wollen wir diese Frage auf sich beruhen lassen.

Aber abgesehen davon: Wie wenig zeigt es von Geschmack, von Sophokles verlangen zu wollen, dass er wie Aeschylos seinen Chor aus kriegsgefangenen Dienerinnen hätte zusammensetzen sollen! Denn gerade darin beging Aeschylos, wie Richard (de Euripide Aeschyli Sophoclisque vituperatore 1870, p. 6) richtig zu bemerken scheint, einen Fehler, dass er die kriegsgefangenen Troerinnen, denen Agamemnon ihr Vaterland zerstört, Vater und Mutter erschlagen, sie selbst aber ihrer Freiheit beraubt hatte, der Elektra als getreue Dienerinnen beigibt, die den Agamemnon preisen und dessen Tod bejammern. — Sophokles hat dieses Missverhältniss erkannt und corrigirte stillschweigend seinen grossen Vorgänger. Er bildete den Chor aus edlen, einheimischen Frauen, die aus vollem Herzen ihren geliebten König beweinen durften.

Wir wären aber dennoch begierig gewesen, zu erfahren, wie sich Wilamowitz durch die gewünschte Aenderung des Chors die für uns allerdings nicht bestehenden Anstösse beseitigt denkt; Wilamowitz aber schweigt.

Hätte er doch auch geschwiegen — um dies nebenbei zu bemerken — bevor er sich herausnahm, den Sophokles über die Verwendung des homerischen Epos und der alten Sage für das attische Drama belehren, oder ihm ein Colleg über griechische Metrik lesen zu wollen!

»Den Iliasvers I. 287 legte Sophokles,« wie Wilamowitz nämlich meint (p. 216), »nicht eben glücklich seinem Chore in den Mund.« — Die Einführung der Chrysothemis hält ferner Wilamowitz »für zwecklos und geradezu anstössig.« (p. 216 Anm.) »Und der homerische Hiat im attischen Verse ist auch nicht schön« (p. 217 Anm.).

*

Wir glauben im Vorhergehenden dargethan zu haben, dass es sich mit dem »Mangel an Motivirung im sophokleischen Stücke« ebenso verhalte, wie mit der »Aehnlichkeit der Anlage des euripideischen und sophokleischen Dramas.« Die Grundlage, auf der Wilamowitz vorzüglich seine Hypothese aufgebaut hat, wäre somit als hinfällig erwiesen.

Aber so unerquicklich es auch sein mag, so lassen wir es uns dennoch nicht verdriessen, auch die ferneren waghalsigen Gedankenconstructionen Wilamowitz' näher ins Auge zu fassen, um dann mit ruhigem Gewissen über die Hypothese Wilamowitz' den Stab brechen zu können.

Wilamowitz weiss also, wie wir seinen obigen Ausführungen entnehmen können, nicht blos die Thatsache, d a s s das sophokleische Stück n a c h und in Abhängigkeit von Euripides' Elektra verfasst wurde, sondern er kennt auch die Motive, die den Sophokles zur Abfassung seines Dramas bewogen haben.

Soll das aber wirklich für ein stichhältiges Argument gelten, dass Euripides in seinem Stücke deshalb von Aeschylos abgewichen sei, »weil er die Tiefe der Orestie doch niemals hätte anstreben können, da der Mythos nur in der trilogischen Behandlung und unter den Händen eines, wenn der Ausdruck erlaubt ist, theologischen Dichters die universelle Bedeutung erhalten konnte?« (p. 225). Denn was zunächst die trilogische, d. i. trilogisch-organische Behandlung betrifft, so war sie dem Euripides ebenso gut gestattet, wie dem Aeschylos; es hing die Art der Behandlung lediglich vom Dichter selbst ab. Wenn aber Euripides im Vorhinein dem Stoffe unterliegen zu müssen fürchtete, wer zwang ihn denn, eine Elektra zu schreiben?

Man athmet bei der Lectüre der schönen Betrachtung Wilamowitz' über das Verhältniss des Euripides zu Aeschylos und dem griechischen Mythos (p. 226 f.) gleichsam auf; denn man sollte glauben, dass Wilamowitz die ausgesprochenen Wahrheiten auch auf die Elektra des Euripides

anwenden werde. Aber weit gefehlt. — Wilamowitz ist keineswegs blind gegen die Schwächen des euripideischen Stückes, von dem er sagt (p. 233): »Es ist ein Werk, bei dem man den Eindruck des Niedrigen, Abstossenden, Unreinen nicht los wird . . . Jederzeit kann man, wenn man sich die Empfänglichkeit bewahrt hat, den ersten Eindruck frisch machen; man braucht nur in einem Zuge etwa die Eumeniden des Aeschylos und die euripideische Elektra zu lesen. Es ist, als käme man von Goethe zu Heine, als läse man nicht sowohl eine geringere Poesie, als eine Umsetzung ins Meskine, Frivole, Blasphemische.«

Bei einem solchen Stande der Dinge wäre es wohl am vernünftigsten, diese Missgeburt des euripideischen Geistes auf natürlichem Wege zu erklären; Wilamowitz aber windet sich vielmehr, um nachzuweisen, dass Euripides seine Elektra so gestalten wollte und musste, wie er sie gestaltet hatte. Man lese den diesbezüglichen Absatz in Wilamowitz' Abhandlung (p. 228), und man wird das Gekünstelte und Gezwungene der Argumentation auf den ersten Blick erkennen.

»Orestes, der die Mutter kaum gekannt hatte, konnte Euripides zum intellectuellen Urheber des Verbrechens nicht brauchen,« sagt Wilamowitz. Aber gerade darum, will uns dünken, weil Orestes die Mutter kaum gekannt hatte und daher denselben nicht persönliche Gefühle an jene fesseln konnten, er in ihr vielmehr nicht die Mutter, sondern nur die Mörderin seines Vaters sah, war er mehr als Elektra zum intellectuellen Urheber des Muttermordes geeignet. Und überdies: Elektra war ein Weib, an dem wir doch lieber Milde und Weichheit, als Hartherzigkeit und Grausamkeit sehen! Der Griff des Euripides war also wohl »kühn«, aber nicht geschickt.

Noch gezwungener aber ist die Art, wie sich Wilamowitz das sophokleische Stück entstanden denkt: »Die Weise, mit dem Mythos umzugehen, wie es Euripides in seinem

Stücke gewagt hatte, war in Sophokles' Augen nicht blos frivol und blasphemisch; es war die bare Negation seiner eigensten Dichtungsweise. Er trat als Gegner auf und wollte den Gegner mit eigenen Waffen schlagen.« (p. 235.)

Haben wir aber in der ganzen Ueberlieferung des Alterthums auch nur den geringsten Anhalt dafür, dass Sophokles in dieser Art polemisch gegen Euripides aufgetreten sei? Nein. — Entdeckt der unbefangene Leser der sophokleischen Elektra auch nur eine Stelle, die an jenes Verhältniss gemahnte? Ebenso wenig. Sophokles durchschritt ruhig seine dichterische Laufbahn: er spielte sich nicht, wie dies von Euripides bekannt ist, auf den Schulmeister der griechischen Tragödie heraus.*) Wir haben es oben kurz berührt, wie z. B. bei der Aenderung des Chors Sophokles den Aeschylos stillschweigend corrigirte, ohne, um bei unseren Dramen stehen zu bleiben, wie Euripides, kleinliche Kritik an seinen Vorgängern zu üben. Wir erinnern dagegen nur an die bekannte Grabesscene bei Euripides, welche die Grabesscene bei Aeschylos einfach ins Lächerliche herabzuziehen sucht.

Wie schief aber überhaupt die Auffassung Wilamowitz' über das Verhältniss des Sophokles und des Euripides zu einander sei, möge, bevor wir von Wilamowitz Abschied nehmen, statt vieler der folgende Satz des Greifswalder Gelehrten beweisen: » . . . Viel augenfälliger ist die Umgestaltung der sophokleischen Poesie selbst durch den Anschluss an Euripides: Das gilt vom Maschinengott und Prolog, von der kommatischen Parodos und dem Redekampf, das gilt von der psychologischen Durchbildung der Charaktere und (sehr häufig) von der Wahl des Stoffes, das gilt in allem Einzelnen von der Sprache.« (p. 235).

Man kann wahrlich die Geduld verlieren, wenn man Solches liest, und man wird nur durch die Naivetät des

*) Vgl. Th. Gomperz, Beiträge zu Kritik und Erklärung griechischer Tragiker. III, p. 21. Wien 1876.

Herrn Wilamowitz ein wenig schadlos gehalten. Er meint nämlich (a. a. O.): »Ein grosser Dichter kann das thun (sc. sich derart an einen andern Dichter anlehnen), denn er läuft keine Gefahr, seine Individualität einzubüssen.« Ja, was versteht denn Herr Wilamowitz dann unter »Individualität«, wenn ein Dichter in Sprache, psychologischer Durchbildung der Charaktere, in der Wahl des Stoffes, in der ganzen Composition von einem Andern abhängig sein kann und seine »Individualität« doch nicht verliert? Wir verstehen das einfach nicht. Wir würden einen solchen Mann einen Dichterling oder Copisten nennen, nie und nimmer aber einen grossen Dichter.

Doch es graut wohl bald Herrn Wilamowitz selbst vor seiner eigenen Weisheit. Er sagt recht sophistisch: »Nun ist es aber eine fast allgemein zugestandene petitio principii, dass das Altersverhältniss umgekehrt sein müsse, weil Sophokles im Lebensalter ein paar Jahre voraus hat. Wer dieses Altersverhältniss auch auf je zwei parallele Dramen desselben ohne Weiteres überträgt, der muss Alles, was ich ausgeführt, principiell verwerfen.« (p. 239.)

Es liegt uns und gewiss Jedem ferne, lediglich aus dem Altersverhältniss zweier gleichzeitig lebender Dichter, auf die Aufführungszeit zweier ihrer gleichstoffigen Werke zu schliessen. So thöricht ist Niemand, und dies ist darum nur eine sophistische Imputation Wilamowitz', um auf Kosten Anderer seine Hypothese zu stützen. Aber wir haben ein Recht, von Jedermann, der mit einer Ansicht auftritt, welche der seit Jahrhunderten allgemein verbreiteten Anschauung zuwiderläuft, zu verlangen, dass er stichhältige Beweise für seine neue Hypothese vorbringe. Das hat aber Wilamowitz, wie man aus den vorhergehenden Blättern ersehen dürfte, nicht gethan; denn die Phantasien Wilamowitz' können doch keineswegs für Argumente gelten. Und nur deshalb verwerfen wir Alles, was Wilamowitz bezüglich des Zeitverhältnisses der beiden Elektren ausgeführt hat.

»Lediglich aus dem Inhalte der Poesie heraus habe ich das Altersverhältniss der beiden Elektren bestimmt.« Wohl aber blos für sich, denn die Wissenschaft wird schwerlich diese neueste Enthüllung des Greifswalder Gelehrten acceptiren.

*

Wir verlassen damit die Abhandlung Ulrich von Wilamowitz' und wollen nun versuchen, auf eigenem Wege der Lösung der Frage näher zu kommen.

Wir sollen das Zeitverhältniss der sophokleischen und der euripideischen Elektra bestimmen; wir besitzen jedoch eine feste Ueberlieferung weder über die Aufführungszeit des einen noch des andern Stückes. Bei solcher Lage der Dinge sind wir allerdings genöthigt, uns auf das gefährliche Gebiet der Vermuthungen zu begeben; wir werden jedoch bestrebt sein, lediglich in Anlehnung an unsere sonstige Ueberlieferung, über die Verhältnisse des griechischen Dramas jene Lücke in unserer Kenntniss auszufüllen.

Beginnen wir zunächst mit der euripideischen Elektra. Das Stück schliesst, wie wir oben sahen, mit dem Erscheinen der Dioskuren, die ihren raschen Abgang mit der Verpflichtung entschuldigen, dass sie sich nach Sicilien begeben müssten, um den Schutz der Schiffe zu übernehmen. Ist nun schon dieses Motiv an und für sich recht prosaisch, so müssen wir uns überdies unwillkürlich die Frage vorlegen, warum die Dioskuren, wenn sie schon durch geschäftliche Verpflichtungen aufgehalten sind, gerade nach Sicilien gehen müssen. Diese genauere Bezeichnung des Locals, als mit der Handlung unseres Dramas auch nicht im Mindesten zusammenhängend, würde das Unangemessene der Aeusserung nur noch steigern. Eine solche Geschmacklosigkeit aber dürfen wir dem Euripides denn doch nicht zutrauen. Wir können

daher die auch allgemein*) vertretene Ansicht nicht zurückweisen, dass Euripides damit auf ein bedeutendes historisches Ereigniss, das in die Zeit der Aufführung des Stückes fiel, hatte anspielen wollen; und zwar auf die sicilische Expedition vom Jahre 413 (Ol. 91, 4).**)

In der Bezugnahme auf historische Ereignisse bei Euripides liegt an und für sich nichts Befremdendes. Es sollte die Hereinziehung der sicilischen Expedition ein geistreicher Coup sein, um das griechische Publicum mit Zuversicht auf den Verlauf der Expedition zu erfüllen, da diese doch unter den Schutz zweier Götter genommen werde. Da in dem Stücke selbst, wie auch in der Ueberlieferung, kein Moment vorhanden ist, das jener Annahme widerspräche, so können wir uns wohl bis auf Weiteres mit derselben beruhigen und die Abfassungszeit der euripideischen Elektra um die Zeit der sicilischen Expedition des Jahres 413 v. Chr. setzen.

Nun handelt es sich um die Beantwortung der Frage: Wann wurde die Elektra des Sophokles aufgeführt?

Von den sieben uns erhaltenen sophokleischen Stücken besitzen wir blos bezüglich der Aufführung des Philoktet eine bestimmte Ueberlieferung (Ol. 92, 3); eine annähernde betreffs der Antigone (Ol. 84, 3) und des Oed. Col. (Ol. 94, 3). Bei den anderen Stücken sind wir auf Vermuthungen angewiesen.

In solchen Fällen liegt es sehr nahe, aus der stilistischen und metrischen Technik, dem künstlerischen Gehalte des Stückes oder — wie wir es soeben bei der euripideischen Elektra sahen — aus historischen Anspielungen annähernd die Aufführungszeit des Dramas zu bestimmen. Bei Sophokles jedoch verlieren alle diese

---

*) Vgl. Bergk bei Welcker: Die griech. Trag., p. 1587; Bernhardy, Gr. Ltg. II 2, 493; Hartung, Eurip. Rest. II 301; Kolster, a. a. O.; Schneidewin-Nauck, Einl. zu Elektra, p. 33 etc. etc.

**) Vgl. Kolster a. a. O. p. 153 f.

Argumente einen nicht geringen Theil ihrer sonstigen Beweiskraft.

Sophokles war ein Genie und als solches eine früh vollendete Persönlichkeit, deren Erstlingswerke schon den Stempel der Vollkommenheit an sich tragen. Aber nicht nur dies: Wie bei so vielen Dichtern, Künstlern und Philosophen des Alterthums, so müssen wir auch bei Sophokles die ungeschwächte Leistungskraft bis in das höchste Greisenalter bewundern. Von Philoktet z. B. wissen wir, wie gesagt, bestimmt, dass er Ol. 92, 3 (409 v. Chr.) aufgeführt wurde; das Stück gehörte also der letzten Lebenszeit des Dichters an, der bekanntlich Ol. 93, 3 (406 v. Chr.) in einem Alter von 90 Jahren starb; Sophokles war demnach bei Abfassung des Philoktet 87 Jahre alt. Aber trotzdem haftet dem Philoktet nichts Greisenhaftes an. Und wenn einzelne Kritiker dies dennoch behaupten, so glauben wir, dass sie durch die Ueberlieferung dazu verführt wurden. Wäre ihnen die Aufführungszeit des Philoktet nicht bekannt gewesen, sie dürften schwerlich jene Entdeckung gemacht haben. So viel wir urtheilen können, hat Sophokles im Philoktet das Höchste geleistet, was er überhaupt zu leisten im Stande war. Antigone wird allgemein als das grösste Meisterwerk des Sophokles betrachtet; wenn man aber von dem Inhalte dieses Stückes Dasjenige in Abzug bringt, was dem Dichter durch die Sage gegeben war, so steht Antigone nicht höher als Philoktet, und man ist wirklich in Zweifel, welchem dieser beiden Stücke man in dieser Hinsicht den Vorzug geben soll. Der Stoff, den der Dichter für seinen Philoktet der Sage entlehnen konnte, war ein gar dürftiger, und dennoch wusste er aus demselben ein dramatisches Meisterstück zu schaffen. Man kann es nicht läugnen, dass die Behandlung des Trimeters im Philoktet grössere Freiheiten zeigt; aber wir dürfen dies nicht als ein Nachlassen der dichterischen Kraft betrachten. Sophokles

hat diese freiere Behandlung der rhythmischen Form nur im Interesse der Darstellung gewählt, um nämlich dem Dialog mehr Leichtigkeit zu geben. Wir sind gewiss, Sophokles hätte die Verse mit derselben Strenge gestalten können, wie etwa in der Antigone oder in einem anderen Stücke aus der ersten Periode des Dichters. Es ist dies eine Beobachtung, der sich Niemand bei genauerer Erforschung der sophokleischen Poesie entziehen kann. Und darum sind nach unserer Ueberzeugung chronologische Argumente, gezogen aus der Diction, künstlerischen Anlage und metrischen Beschaffenheit eines sophokleischen Stückes, von sehr zweifelhafter Natur.

Es ist bekanntlich das Gesetz aufgestellt worden, dass die Auflösungen der Längen im jambischen Trimeter in den späteren Stücken des Sophokles zahlreicher seien als in den früheren. G. Wolff*) stellt eine diesbezügliche Liste auf. Darnach hätten: Elektra 20, Antigone 29, Aias. 46, Oed. Col. 62, Trach. 50, Oed. Tyr. 65, Phil. 103 Auflösungen.

Oed. Col. gehörte nun, wie wir sahen, der letzten Lebenszeit des Dichters an, zählt aber trotzdem weniger Auflösungen als Oed. Tyr., der offenbar älter als jenes Stück ist.

Wegen dieser Unbestimmtheit der metrischen Argumente unterliessen wir es, auf die von Wilamowitz, vor ihm schon u. A. von Zirndorfer**) aufgestellten metrischen Thesen näher einzugehen. Was aber die chronologische Bestimmung eines sophokleischen Stückes durch Anspielungen auf Zeitereignisse betrifft, so müssen wir mit Lehrs***) entschieden allen Jenen entgegentreten, die, wie namentlich Ad. Schöll, den Sophokles zum politischen Tendenzdichter machen möchten, der den Stoff seiner

*) Commentar zur Elektra, p. 134.
**) De chronol. fabul. Eurip. Marburg 1839.
***) Popul. Aufs. p. 69.

Dramen in Bezug darauf gewählt habe, ob sich derselbe zur Symbolisirung zeitgenössischer Ereignisse und Persönlichkeiten verwenden lasse. So ist es bekannt, dass Einige z. B. im Philoktet den Alkibiades, im Oedipus den Perikles finden wollen. Wir glauben, wenn wir den geradezu sacralen Charakter des alten Dramas ins Auge fassen, es entschieden in Abrede stellen zu müssen, dass Sophokles auch nur daran gedacht habe, Zeitereignisse in seine mythologischen Dramen einzuflechten. Es wäre dies ihm und nicht minder dem altgriechischen Publicum als Profanirung der tragischen Muse erschienen. Zeitereignisse und Persönlichkeiten der Gegenwart zu politischen und moralischen Zwecken auf die Bühne zu bringen, durfte sich die Komödie gestatten, und sie that es auch bekanntlich in hinreichendem Masse. Und wenn wir dennoch bei Euripides jene Gepflogenheit öfters finden — zwar nicht so oft, wie Einige wollen*) — so erkennen wir auch schon aus diesem Momente, dass Euripides nicht mehr auf dem Standpunkte des alten Dramas stand, sondern dessen Verfall bezeichne.

Auf diesem Wege also können wir zu unserem Ziele nicht gelangen. Versuchen wir daher auf eine andere Weise dem Probleme näher zu kommen.

Derselbe Stoff, den Sophokles in seiner Elektra behandelt, ist der Gegenstand der Choephoren des Aeschylos. Aus der Vergleichung der Anlage dieser beiden Stücke geht mit Evidenz hervor, dass Sophokles bei der Abfassung seines Stückes auf das äschyleische Drama deutlich Bezug nahm; es wird dieses Verhältniss auch ausnahmslos von den Gelehrten zugegeben. Wir hätten somit einen terminus post quem gefunden; denn von der Oresteia wissen wir, dass sie 458 v. Chr., als das letzte

*) Vgl. Lehrs a. a. O.

und bedeutendste Werk des grossen Dichters aufgeführt wurde. Schwieriger ist es, den terminus ante quem zu finden.

Wir haben oben die von Wilamowitz aufgestellte Hypothese, die sophokleische Elektra wäre nach und im Anschlusse an das euripideische Stück abgefasst worden, lediglich von Seiten ihrer Motivirung aufs Entschiedenste zurückweisen zu müssen geglaubt.

Wollen wir jedoch unbefangen sein, so müssen wir zugeben, dass wir dadurch der Lösung unserer Frage mit keinem Schritte näher gekommen sind. Denn wäre uns zufällig die euripideische Elektra nicht erhalten, wir könnten nach dem, was wir soeben über den Charakter der sophokleischen Kunst auseinandersetzten, aus sachlichen Gründen gegen eine Ansetzung des sophokleischen Stückes nach dem Jahre 413 nichts Erhebliches einwenden. So aber finden wir einen nicht geringen Anhalt an einigen Stellen der sophokleischen Elektra, deren Analogie mit solchen in dem euripideischen Stücke in die Augen springt, welche Analogie aber unmöglich auf einem Zufalle beruhen kann.*) Wir glauben oben das Unwahrscheinliche der Annahme, dass Sophokles in unserem Stücke von Euripides abhängig sei, genügend dargethan zu haben; wir verweisen übrigens auf die diesbezüglichen, ausführlichen Erörterungen Richards.**)

Die sophokleische Elektra wäre also nach unserer Ansicht vor das Jahr 413 v. Chr. zu setzen. Doch glauben wir, noch auf einem andern Wege die Priorität des sophokleischen Stückes erhärten zu können.

Die Reihenfolge der sophokleischen Stücke im Laurentianus ist nämlich folgende: 1. Aias 2. Elektra

---

*) Vgl. Eurip. 54 f., 60—64, 82—83, 537—540; mit Soph. 86 f., 588—599, 23—24, 1041—1044.

**) De Euripide Aeschyli Sophoclisque vituperatore 1870, p. 18 f.

3. Oed. Tyr. 4. Antig. 5. Trach. 6. Phil., 7. Oed. Col. Der Umstand, dass in dieser Reihenfolge Antigone, Philoktet und Oedip. Col., deren Aufführungszeit wir bestimmen können,*) chronologisch aufeinander folgen, legt, wenn auch C. F. Hermann**) sich dagegen sträubt, die Vermuthung sehr nahe, dass auch die übrigen Stücke chronologisch geordnet seien.

Ist diese Vermuthung richtig. so fiele Elektra wenigstens ein Jahr vor Antigone, also vor 422. In dem Stücke selbst liegt nicht das mindeste Hinderniss für diese Annahme; auch sonst widerspricht derselben nichts.

Für das von uns angenommene hohe Alter der sophokleischen Elektra scheint uns aber noch folgender Umstand zu sprechen: Aeschylos hatte i. J. 458 seine Orestie geschrieben; das liess nun, wie uns dünkt, dem Genie des jungen Sophokles keine Ruhe; er wollte sich an demselben Stoffe versuchen, wie der grosse Altmeister der dramatischen Kunst. Solange aber Aeschylos lebte, wollte der jüngere Dichter wohl aus Pietät vor dem alten Meister nicht in so schroffer Weise mit diesem in die Schranken treten. Wir sahen ja oben, wie pietätvoll Sophokles gegen Aeschylos auch dort verfuhr, wo er in einen offenen Gegensatz zu demselben treten musste.

Nun starb Aeschylos im Jahre 456; der Tod des greisen Meisters mochte dem Sophokles die schon lange erwartete Gelegenheit geboten haben, seinen Plan auszuführen. Wir könnten somit, wenn unsere Vermuthung richtig wäre, die Grenzen für die Abfassungszeit des sophokleischen Stückes noch enger ziehen: Zwischen 456 und 443 — und zwar näher an das erstere Datum.

Es bleibt aber noch immer die Frage offen, wie die Existenz eines Productes, wie die euripideische Elektra,

---

*) Vgl. p. 82.

**) Mützell's Ztschr. 1683. VII. p. 866.

nach den Choephoren des Aeschylos und nach der Elektra des Sophokles zu erklären sei. Mögen uns in dieser Hinsicht zum Schlusse wenige Worte gestattet sein.

Wir haben oben unseren Tadel gegen das euripideische Stück unverholen ausgesprochen und begnügen uns, auf die »mit halb aristophanischer Grausamkeit geführte boshafte Kritik« A. W. Schlegel's,*) auf Bernhardy's**) und Anderer Urtheil zu verweisen. Und wenn sich auch einzelne Vertheidiger finden, die wie Hartung,***) das euripideische Stück sogar über die Choephoren des Aeschylos und über Sophokles' Elektra stellen, so gehört eine solche »Rettung« zu den vielen »Rettungen«, die man in neuerer Zeit an banquerotten Schriftstellern und Literaturwerken der Vergangenheit unternommen hat. Die Elektra ist und bleibt unläugbar das schwächste Drama des Euripides.

Wie also haben wir uns dieses greisenhafte Product des 65 jährigen Euripides zu erklären?

Wir dürfen nie vergessen, dass, was die Alten Mythe nannten, überliefert und allgemein bekannt war. Das Erfinden von Fabeln war bei den Griechen eine seltene und nicht geachtete Sache. Der Grieche war gewohnt, jeden berühmten tragischen Gegenstand von jedem seiner berühmtesten Dichter auf's neue bearbeitet zu sehen. Sein Hauptaugenmerk war weniger auf den Stoff, als auf die jedesmalige Behandlung desselben von Seite des Dichters gerichtet; sein Interesse war ganz auf die Form gerichtet, wie das des Künstlers selbst, dem sein Stoff wie eine vorbereitete Statue zur letzten Vollendung hingereicht ward. Diese wichtige Thatsache müssen wir uns vor Augen halten, wenn wir uns überhaupt den Umstand erklären wollen, dass der Stoffkreis der griechischen Tragödie so beschränkt ist.

*) Vorles. über dramat. Kunst, II, 232 f.
**) Gr. Lit., II 2, 491 f.
***) Eurip. Restit. II.

Wir wollen zur Bekräftigung unserer Behauptung diejenigen Dramen der drei grossen Tragiker zusammenzustellen, die denselben Stoff behandelten und denselben Titel führten.

Aeschylos hatte mit Sophokles gemein: 1. Iphigenie. 2. Palamedes. 3. *Φρύγες = Ἕκτορος λύτρα*. 4. Memnon. 5. Philoktet. 6. Philoktet in Troja. 7. Peleus (?). 8. Choephoren-Elektra. 9. *Σύνδειπνοι*. 10. *Ὀδυσσεὺς ἀκανθοπλήξ* (?). 11. Athamas. 12. Danae. 13. Ixion (?). 14. Sisyphos. 15. Oedipus. 16. *Ἐπίγονοι*. 17. *Νιόβη*. 18. *Ὠρείθυια*.

Aeschylos hatte mit Euripides gemein: 1. *Τήλεφος*. 2. *Εὐμενίδαι — Ὀρέστης*. 3. *Ἀλκμήνη*. 4. *Ἡρακλεῖδαι*. 5. *Κρῆσσαι*. 6. *Γλαῦκος*. 7. *Φοίνισσαι*. 8 *Ἱκέτιδες*. 9. *Βάκχαι*.

Sophokles hatte mit Euripides gemein: 1. *Ἀλέξανδρος*. 2. *Σκύριαι*. 3. *Ἰφιγένεια*. 4. *Παλαμήδης*. 5. *Ἑλένη*. 6. *Φιλοκτήτης*. 7. *Ἠλέκτρα*. 8. *Φρίξος*. 9. *Δανάη*. 10. *Ἀνδρομέδα*. 11. *Θυέστης*. 12. *Ἴων*. 13. *Αἰγεύς*. 14. *Θησεύς*. 15. *Ἰξίων* (?). 16. *Μελέαγρος*. 17. *Πολύιδος*. 18. *Οἰδιπους*. 19. *Ἀντιγόνη*. 20. *Οἰνεύς*.

Allen dreien gemeinsam: 1. *Ἰφιγένεια*. 2. *Παλαμήδης*. 3. *Φιλοκτήτης*. 4. *Δανάη*. 5. *Ἰξίων* (?). 6. *Οἰδίπους*.

Wir ersehen aus dieser Tabelle, dass in der That der Kreis eng beschrieben war, in dem sich der griechische Tragiker bewegen musste; andererseits wissen wir, dass diesem vorzüglich mythologische Stoffe zur Bearbeitung vorlagen. Denn das alte griechische Drama des 5. Jhd. v. Chr. verläugnete keinen Augenblick seinen religiösen Ursprung. Es blieb ein religiöses Nationalfestspiel zu Ehren des Dionysos, das vom Staate nicht so sehr zur Unterhaltung des Volkes, als zur Feier des Gottes veranstaltet wurde. Nun hatten bereits, als Euripides auftrat, Aeschylos, Sophokles u. A. fast durch ein ganzes Jahrhundert den für die dramatische Bearbeitung brauchbaren Stoff nach allen Richtungen hin behandelt. Eurip. hielt sich vermöge seiner Anlagen dazu berufen, durch das Theater als Lehrer des Volkes zu wirken. Er hätte gerne nicht nur den Chor, sondern den

ganzen Mythos, die beide ihm als unnützer Ballast erschienen, fallen gelassen und nach Art der modernen Dichter seine Figuren und Handlungen der Geschichte und dem wirklichen Leben entnommen, um in jene seine politischen, moralischen und religiösen Anschauungen zu kleiden. Aber, wie gesagt, er durfte dies nicht. Wodurch sollte nun bei demselben Stoffe das Interesse des Publicums aufs Neue erregt werden? Denn wir dürfen nie vergessen, dass neben Aeschylos, Sophokles und Euripides eine ganze Schaar talentvoller Tragiker um die Palme des Sieges stritten, und darum die Dichter zunächst den Bühnenerfolg im Auge hatten. Nachdem Aeschylos und Sophokles den Elektra-Mythos, jeder in seiner Art, behandelt hatte, suchte Euripides seinem Stoffe eine neue, pikante Seite abzugewinnen. Er that einen »kühnen Griff«, aber der Griff misslang. Denn die eurip. Elektra ist, um mit Bernhardy (a. a. O.) zu sprechen, »wenig mehr, als eine Carricatur oder Parodie des strengen tragischen Mythos von der Heroine Elektra und dem unter ihrem Beistande vollzogenen Muttermorde. Jene dämonischen Charaktere, welche mit hohem Pathos und starken Leidenschaften in der Poesie seiner Vorgänger wirkten und litten, sind hier auf die Maasse des bürgerlichen Lebens herabgesetzt, oder vielmehr aus der Trivialität einer prosaischen Zeit geschöpft, zum Theil bespöttelt und für ein Spiel der räsonnirenden Beredtsamkeit benützt.«

Wir glauben, dass unser hier vorgetragener Erklärungsversuch der natürlichste und ungezwungenste sei. Wäre von ähnlichen Erwägungen ausgegangen, die sich beim näheren Eingehen in die Geschichte des griechischen Dramas wie von selbst dem Beobachter darbieten, so wäre er zu demselben Schlusse gelangt und hätte die philologische Welt mit seinem eigenthümlichen Erklärungsversuche verschonen können.

